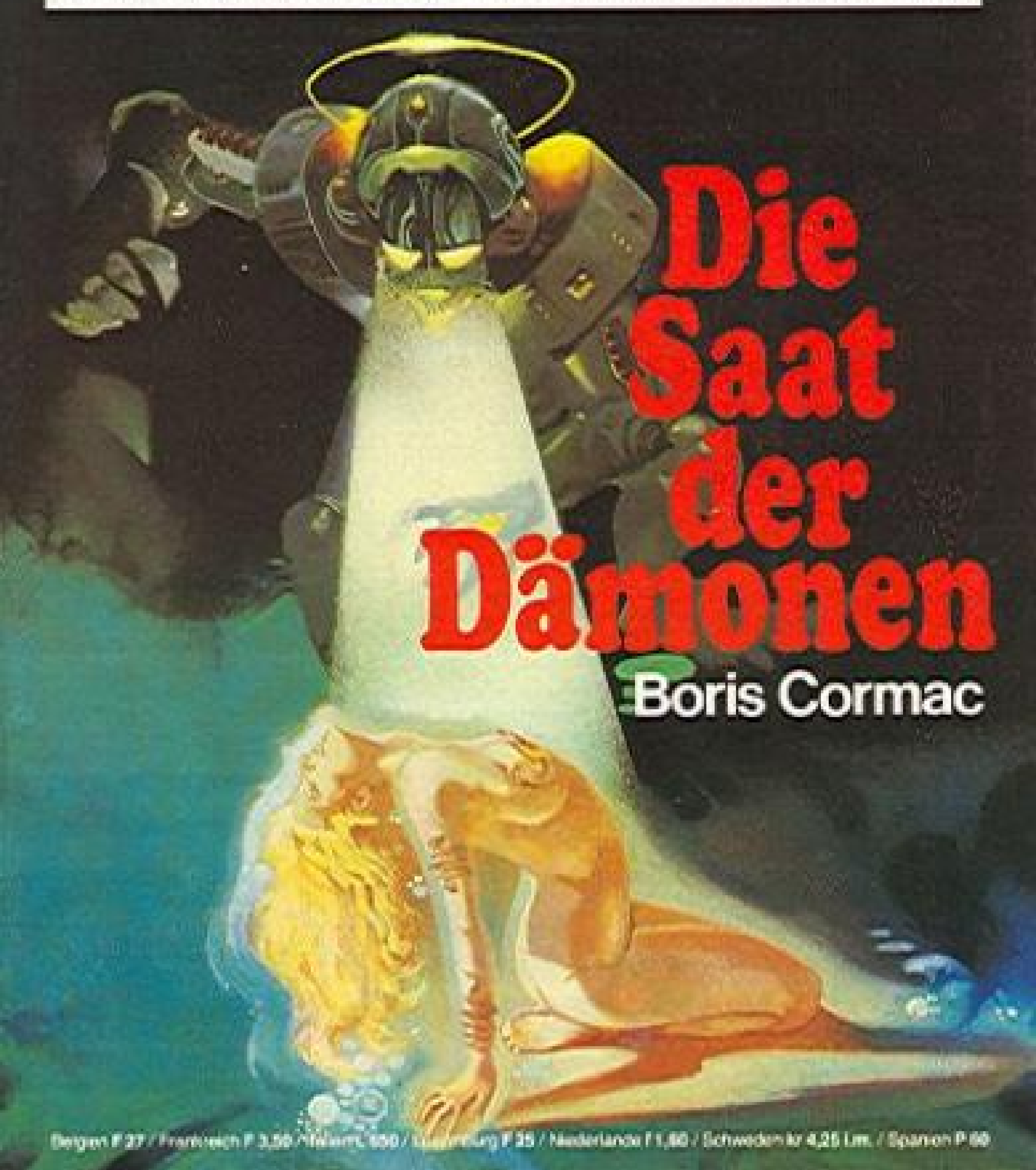
1,40 DM / Band 28
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 10,-

Neuer Roman

BASTEI

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis





Die Saat der Dämonen

Damona King Nr. 28

von Theodor Dombrowski

erschienen am 24.03.1980

Die Saat der Dämonen

Seit Ewigkeiten trieb der kleine Meteoritenschwarm durch das Universum, Überreste eines Planeten, der durch den Feuersturm einer gewaltigen kosmischen Katastrophe sein unwiderrufliches Ende gefunden hatte.

Es waren nur winzige, pfirsichkerngroße Splitter, scheinbar bedeutungslos für das Werden und Vergehen im Kosmos. Irgendwo würden sie ihr Ziel finden. Entweder eingefangen von der Gravitationskraft einer Riesensonne oder angezogen vom Schwerefeld eines Planeten.

Harmlose kleine Steinchen waren es – selbst die schärfste wissenschaftliche Analyse hätte kein anderes Ergebnis hervorgebracht. Doch ihre Kleinheit täuschte, denn ihrer Bedeutung nach besaß jedes davon das Gewicht eines Riesenplaneten. Sie waren angefüllt mit Leben. Mit unsäglich fremdartigem Leben.

Durchtränkt bis tief in die Atomstruktur der Materie. Dieses Leben war – nicht mehr – körperlicher Art, denn dann wäre ihm die kosmische Reise nicht möglich gewesen. Es war vielmehr reiner Geist, der sich tief in die Materie der Meteoriten eingegraben hatte.

Die Heimat dieser Lebensform war ein kleiner, uralter Planet, hart am Rand einer Kugelsterngalaxis gewesen. Seine Vernichtung konnte nicht verhindert werden, obwohl die Wesen, die ihn bewohnt hatten, über unglaubliche Fähigkeiten verfügten. Sie hatten ihren Geist so ungeheuerlich entwickelt, daß sie mit ihm die Materie beherrschten. Natürlich auch ihre Körper. Sie konnten sie an jede beliebige Stelle versetzen – blitzartig, so schnell wie ein Gedanke, und sie waren in der Lage, den Geist von der körperlichen Hülle zu trennen.

Doch ihr Pech war, daß ihre Galaxis klein war und es in ihr keine bewohnbaren Planeten gab. Und die Kluft zwischen ihrem Kugelsternhaufen und anderen Galaxien war so groß, daß es selbst ihren titanischen Geisteskräften unmöglich war, sie zu überwinden.

Schon lange vor der Katastrophe wußten sie, daß sie nichts tun konnten, daß sie ohnmächtig ihren Untergang abwarten mußten.

Doch dann, buchstäblich in letzter Sekunde, machten sie eine Entdeckung. Die Entdeckung nämlich, nicht nur den Geist vom Körper zu trennen, sondern für immer ohne ihn auszukommen. Das war beileibe nicht der Tod! Ihr Bewußtsein – und damit auch ihr Intellekt – blieb ihnen. Sie konnten denken und sogar handeln wie früher.

Nur war alles viel leichter, denn sie waren nun nicht mehr den Beschränkungen ihrer Körperlichkeit unterworfen.

Jetzt hatte die nahende Katastrophe den düsteren Schatten des Schreckens verloren. Ihre Geistkörper waren unverletzlich. Jetzt kam es nur darauf an, eine Möglichkeit zu finden, diese Galaxis zu verlassen.

Und sie fanden diese Möglichkeit! Sie war einfach – wie alles Geniale! Als ihr Planet von dem Energiestrudel erfaßt und dann von einer gigantischen Explosion auseinander gerissen wurde, hatten sie gehandelt. Sie vereinigten ihre geistigen Inhalte zu einem psychischen Block und projizierten sich anschließend in den kleinen Steinschwarm.

Kaum war das geschehen, als sie ihr Bewußtsein abschalteten. Jetzt konnte ihre Reise Millionen Jahre dauern, nach ihrem geistigen Erwachen würden dann für sie nur Sekunden vergangen sein.

Doch sie wurden überwacht – von Intelligenzen, die sie als ihresgleichen anerkannten. Und diese Geistigkeiten lenkten die Reise des Meteoritenschwarms, eine leichte Aufgabe für sie. Und sie sorgten dafür, daß der letzte Abschnitt in Nullzeit zurückgelegt wurde, indem sie den Schwarm in den Hyperraum rissen und ihn erst dicht vor dem Ziel aus ihm entließen. Sie taten es nicht, um den Geistwesen zu helfen. Gefühle dieser Art waren ihnen fremd. Sie brauchten ganz einfach Werkzeuge, und sie brauchten sie schnell. Sie selber waren zur Zeit nicht in der Lage, den verhaßten Planeten zu betreten. Die schwarzmagische Brücke war zerstört und mußte erst wieder errichtet werden. Deshalb kam ihnen der Meteoritenschwarm mit der darin

eingeschlossenen geistigen Potenz einer ganzen Rasse im jetzigen Augenblick wie ein Geschenk ihrer dunklen Götter vor.

Das waren die Werkzeuge, die sie suchten. Nie würden sie bessere finden – denn ihre Bösartigkeit und Dämonie unterschieden sich in nichts von der ihren.

***

Die Einwohner von Oydale feierten das tausendjährige Bestehen des kleinen Dorfes mit viel Enthusiasmus – und Alkohol. Schotten festen selten, doch wenn sie es tun, dann tun sie es gründlich. So war es nicht verwunderlich, daß in dieser milden Juninacht nur die Kinder von Oydale nicht betrunken oder zumindest stark angeheitert waren.

Besonders im ›Clansmann‹ ging es hoch her. Die kleine, verräucherte Pinte platzte fast aus allen Nähten. In dieser Kneipe versammelten sich ausschließlich Männer. Die Witze, die an dem langen und breiten Tresen gerissen wurden, waren nichts für die Ohren der hier ansässigen scharfzüngigen Weiblichkeit.

Alle Männer hatten rote und erhitzte Gesichter. Kein Zweifel, der reichlich genossene schottische Whiskey und das starke Bier erzielten Wirkung. Und die Nacht war noch lang, der Morgen weit.

Hank Güllen, so hieß der vierschrötige Wirt dieses Etablissements, sah dies mit Wohlgefallen. Seine Kasse würde morgen von Scheinen und Silbermünzen schier überquellen. An diesem Tag hatten die Männer von Oydale ihre Sparsamkeit daheim gelassen. Schließlich – einen solchen Festtag feierte man nur einmal in tausend Jahren.

Doch dann umwölkte sich die Stirn des Wirts. In seine kleinen rötlichen Augen trat ein Ausdruck der Wut. Jeder, der Hank Cullen kannte, wußte, daß jetzt höchste Vorsicht geboten war. Der Wirt besaß Bärenkräfte und machte nicht viel Federlesens.

Der Grund dieser Wut hatte gerade die Pinte betreten und sich nach einem besorgten Blick auf Cullen zwischen die Männer am Tresen gedrängt. Niemand nahm Notiz von dem alten Landstreicher, der sich das Geld für seine Sauftouren durch Gelegenheitsarbeiten verdiente.

Corrie, so hieß der alte Kerl, griff hastig in die Tasche und beförderte einen fleckigen Geldschein ans Licht. Seine zitternde Hand streckte sich Cullen entgegen.

»Da! Meine Schulden… Entschuldige … Schon lange her – Kommt nicht wieder vor.« Corrie schluckte. Sein spitzer Adamsapfel vollführte eine lächerliche Fahrstuhlbewegung.

Cullen griff nach dem Schein und riß ihn an sich. Dann beugte er sich über den Tresen und packte den Landstreicher an der löchrigen Schäbigkeit seines Jacketts.

»Das war das letzte Mal! Von mir bekommst du nichts mehr. Und jetzt mach, daß du rauskommst!« Cullen gab dem Alten einen leichten

Stoß, der ihn sicher umgeworfen hätte, wenn er nicht gegen die hinter ihm stehenden Männer geprallt wäre.

»Ich hab dir mehr gegeben, als ich dir schuldete«, rief Corrie mit schriller Stimme. Er fühlte sich sicher. Die Männer umgaben ihn so dicht, daß Cullen im Augenblick nicht an ihn herankonnte.

Das Gesicht des Wirtes wurde noch röter, als es ohnehin schon war. Die Schläfenadern traten dick aus der Haut. In der Pinte wurde es jäh mucksmäuschenstill.

»Du verdammtes stinkiges Aas! Was hast du gesagt? Sag's noch mal!« Cullen hatte diese Worte nicht gebrüllt, sondern langsam und sehr leise gesprochen.

Der Landstreicher vergaß jede Vorsicht. Die Tür war nicht weit.

Bevor Cullen ihn packen konnte, mußte er zuerst um die Theke herum. Und dann war er, Corrie, schon längst draußen. Und laufen konnte er gut. Nie würde ihn der Wirt einholen.

Corrie labte sich an dieser Vorstellung und beschloß, sich für die vielen Demütigungen von Cullen ein wenig zu rächen.

»Jawohl, genauso ist es! Der Rest langt mindestens für zwei, nein, sogar drei Bier.« Der Alte schielte sehnsüchtig auf die gefüllten Gläser mit den hohen Schaumkronen. Er leckte sich die Lippen. Oh, was hatte er für einen Durst!

Doch der Landstreicher hatte sich gewaltig verrechnet. Von einem Augenblick zum anderen kam Leben in den Wirt. Atemberaubend schnelles Leben. Aus dem Stand machte er eine Flanke über das Hindernis. Die Männer vor Corrie spritzten auseinander. Nur in den Alten kam keine Bewegung. Er stand da wie gelähmt und blickte dem nahenden Verhängnis entgegen wie ein Kaninchen, das darauf wartet, von der Schlange verschlungen zu werden.

»Lalaß mich… Ha-Hab's nicht so gemeint«, bat er mit winselnder Stimme. Er keuchte. In seinen Triefaugen flackerte nackte Angst.

Doch der Koloß vor ihm ließ sich nicht erweichen. Er griff zu und riß den schrill aufkreischenden Mann hoch, als sei er aus Papier.

»Du stinkender Köter! Ich werd's dir zeigen!« Ein Fußtritt öffnete die Tür. Cullen ging mit seiner laut brüllenden Last nach draußen.

Dann schwang er Corrie mehrmals kräftig hin und her, um ihm den notwendigen Schwung zu geben und ließ dann plötzlich los. Der Alte flog durch die Luft wie von einem Katapult geschleudert. Als er auf dem Boden aufprallte, krachte es. Sekunden später hörten die anderen Männer ein herzzerreißendes Stöhnen und Wimmern.

Im ›Clansmann‹ wollte sich nach diesem Ereignis keine rechte Stimmung mehr einstellen. Cullen barst fast vor Zorn, als ein Gast nach dem anderen seine Kneipe verließ. Lahme Entschuldigungen ertönten, daß man zeitig ins Bett müsse oder die Frau nicht so lange warten lassen wolle und so weiter. Dabei wußte der Wirt ganz genau,

daß alle, die jetzt gingen, sich nur wenige Straßen weiter im ›Kenilworth‹ treffen und dort weitersaufen würden. Er ballte die Fäuste. Das hatte er nur diesem verdammten Landstreicher zu verdanken.

Schon wenige Minuten waren alle Gäste ausgeflogen. Die Brutalität Cullens hatte sogar die gewiß nicht zimperlichen, schottischen Hochländer abgeschreckt. Man konnte über Corrie sagen was man wollte – ein Schuldenmacher war er jedenfalls nicht. Und daß er soff – nun, das war seine Angelegenheit. Aber ihn so zu behandeln war schlichtweg eine Schweinerei.

***

Corrie hatte mächtiges Glück gehabt. Einmal deshalb, weil es in den letzten Tagen kräftig geregnet hatte und der Boden schlammig war, und außerdem auch, weil er mit dem weichsten Körperteil in den hochspritzenden Dreck fiel.

Trotzdem tat es verteufelt weh. Hinzu kam die Tatsache einer erneuten und diesmal besonders tiefen Demütigung seitens Cullen.

»Huhund du vverdadammter«, schluchzte Corrie, der das heulende Elend bekam.

Mühsam rappelte er sich hoch. Der volle Mond stand fast im Zenit seiner Bahn. Es herrschte eine jener sehr seltenen klaren Sommernächte, deren Lichtfülle etwas Magisch-Mystisches an sich haben.

Corrie sah an sich hinunter. Er war über und über mit Schlamm besudelt. Ganz unmöglich, daß er sich in diesem Zustand noch irgendwo zeigen konnte. Die heimliche Wut des Unterdrückten stieg in ihm hoch. Jene Wut, die nur im Verborgenen blüht, weil sie sich offen nicht ausleben kann. Cullen konnte ihn mit dem kleinen Finger erledigen.

Doch Corrie besaß eine reiche Fantasie. Während er seiner ›Unterkunft‹ entgegenschlurfte, malte er sich in glühenden Farben aus, wie es wäre, wenn er Cullen verprügeln könnte. So jämmerlich verprügeln, daß der Wirt um Gnade bat.

Corries Laune besserte sich. Allein die Vorstellung hatte eine belebende Wirkung.

Und dann kam der Augenblick, in dem ihm das Schicksal begegnete.

Unwillkürlich blickte er hoch – und blieb stehen. Corrie kniff die Augen zusammen und öffnete sie wieder. Träumte er oder narrte ihn ein Spukbild. Ein roter Funkenregen kam aus dem Himmel und senkte sich über Oydale. Hier und dort ertönten klatschende oder dumpfe Geräusche. Manchmal mischte sich ein helles Pingping hinein.

Corrie kam nicht mehr dazu, sich noch weiter mit diesem Phänomen zu befassen. Ein winziges, rotglühendes kleines Steinfragment traf ihn.

Es war kaum erbsengroß. Aber seine Geschwindigkeit war derart, daß es mühelos den Filz seines schäbigen Hutes mitsamt der darunterliegenden Schädeldecke durchschlug und tief ins Gehirn eindrang.

Der Alte taumelte unter dem Schlag. Etwas Warmes, Klebriges lief über sein Gesicht. In seinem Kopf tobte ein greller, glühender Schmerz. Corrie stöhnte auf.

Vor ihm wuchs eine windschiefe Hauswand in die Höhe. Eigentlich – im strengen Sinne – war das Wort ›Haus‹ hier unangebracht.

Es war auch keine Hütte, sondern bestenfalls eine Kistenburg, die mit vielen alten Lumpen notdürftig gegen Regen und Schnee abgedichtet war. Die altersschwache Tür hatte sich Corrie von einem Auffüllplatz besorgt.

Die Situation des Landstreichers war – wenigstens in diesem Augenblick – mit der eines Schlafwandlers zu vergleichen. Das Oberbewußtsein war ausgeschaltet, nur das Unterbewußtsein arbeitete noch. Und letzteres wies ihm den Weg zu seinem ärmlichen, aber überraschend sauberem Bett.

Mit automatischen Bewegungen entledigte er sich seiner schmutzstarrenden Kleider. Ebenso automatisch wusch er sich an der kleinen Pumpe. Dann schlüpfte er ins Bett. Er blutete nicht mehr.

Was dann über Corrie kam, war kein Schlaf, sondern etwas ganz anderes: der Geist einer nichtmenschlichen Wesenheit. Eine ›Reise‹, deren Dauer jedes menschliche Vorstellungsvermögen weit überschreitet, hatte ihr Ende gefunden. Ein Ende – viel besser, als die Außerirdischen es je erhofft hatten. Die Lebensbedingungen waren optimal. Der Planet war fruchtbar, besaß Leben in Hülle und Fülle – besaß sogar Leben einer hoch entwickelten Art: den Menschen.

Und diese Tatsache war es, die in den Geistwesen ein überwältigendes Gefühl des Triumphes erzeugte. Hier gab es ein Meer an vitaler Energie. Gewiß, diese: Lebensform war in der Lage, mit der Kraft ihres Geistes die Materie so umzuformen, wie es ihr beliebte.

Aber das so Geschaffene besaß einen Fehler: es war nicht lebendig!

Es gab fast nichts, was die Szyionen – so hießen die Wesen dieser fremden Rasse – nicht konnten. Aber eines vermochten sie nicht: Leben zu erzeugen. Und dieses Leben hatte ihnen schon auf ihrem Planeten gefehlt. Je länger sie darauf verzichten mußten, um so geringer wurden auch ihre psychischen Energien. Das war der Grund, warum so viele Szyionen die Katastrophe begrüßt hatten. Kam sie nicht, dann war ihre geistige Degeneration nur eine Frage der Zeit, war sozusagen fest programmiert. Nur im Verlassen ihrer Heimatgalaxis lag eine, wenn auch kleine Chance zum Überleben ihrer Rasse.

Deshalb dieser Triumph. Vor ihnen lag eine Welt, reich gedeckt wie

ein Gabentisch. Sie brauchten nur zuzugreifen. Doch um das zu können, mußten sie sich verkörpern. Diesem Gesetz waren sie mit eherner Strenge unterworfen.

Und da in einem Körper nicht zwei voneinander verschiedene Geistigkeiten existieren können, mußte die schwächere eben weichen. Und das war natürlich der Geist Corries.

Es war eine leichte Aufgabe für die dämonische Geistpotenz, diesen Auszug zu erzwingen. Sie dehnte sich aus, wie sich ein Gas ausdehnt, drängte mehr und mehr das zurück, was das Wesen von Corrie ausmachte.

Das Ende dieser Metamorphose kam, als die letzten Fibern des Körpers in Besitz genommen wurden. Durch die liegende Gestalt ging ein leichtes Zucken, die Augenlider flatteren ein wenig, dann war es vorbei – Corries Seele hatte eine andere Dimensionsebene aufgesucht.

Doch damit war die Aufgabe nicht abgeschlossen. Nun galt es, das Gehäuse – den Leib – zu festigen, alle Schwachstellen zu beseitigen, ihn robust und widerstandsfähig zu machen. Das jetzt diesen Körper beherrschende dämonische Leben brachte auch diese Aufgabe hinter sich, schaffte ein Meisterwerk. Es war beendet, als die Sonne des neuen Tages aufging.

Corrie war nicht der einzige Einwohner von Oydale, dem dieses Schicksal zuteil wurde. Noch nach zwölf anderen Menschen griff das von den Sternen kommende dämonische Leben und nistete sich in ihnen ein.

Als sie nach der notwendigen Ruhepause ihren Betten entstiegen, machten sie äußerlich kaum einen veränderten Eindruck. Das war auch beabsichtigt, denn nur so war es ihnen möglich, ihren Plan zu verwirklichen. Dieses kleine Dorf bedeutete die erste Station auf dem Weg zum Ziel. Es war gewissermaßen die erste Zelle einer völlig anderen Lebensform. Und diese Zelle würde wachsen. So lange wachsen, bis ihr alles Untertan war.

Und die Szylonen besaßen mächtige Verbündete. Sie würden eingreifen, wenn es not tat. Um dieses Eingreifen zu ermöglichen, mußte die magischdämonische Brücke geschaffen werden. Doch bevor das geschehen konnte, mußte Oydale völlig in ihren Händen sein.

War dies erreicht, dann war die Schaffung der Dimensionsbrücke mehr oder weniger ein Kinderspiel.

***

Die dämonischen Intelligenzen hatten ihren Plan gut durchdacht.

Die erste Stufe dazu wäre reibungslos – ohne Aufsehen – bewältigt worden, wenn es nicht einen kleinen Jungen namens Larry Mclntire gegeben hätte. Dieser Larry war ein mutiges Bürschchen, in dessen Träumen immer wieder der sagenumwobene Robin Hood

herumgeisterte. Er war ein Einzelgänger, streifte oft mutterseelenallein durch die Hochebene. Die Wildheit der Landschaft entfachte seine Fantasie und ließ ihn hinter jedem Felsen und hinter jedem Gebüsch ein auf ihn wartendes Abenteuer vermuten.

So auch heute. Es war ein Sonntag. Die Sonne schien von einem makellos blauen Himmel. Die Luft war erfüllt von dem Duft zahlloser Wiesenblumen. Kurzum, Larry hatte das Gefühl, wieder einmal umherstreifen zu müssen. Seine Eltern hatten es schon längst aufgegeben, ihn mehr ans Haus zu fesseln. Larry wurde dann ungenießbar. Auch seine Leistungen in der Schule ließen dann nach.

Schon wenig später zuckelte der Junge auf seinem graufarbenen Shetlandpony aus dem Dorf. Seine blauen Augen blitzten unternehmungslustig, der ungebändigte Schopf seiner roten Haare umgab den kantigen Schädel wie eine rote Flamme.

»Aber du bist mir vor Anbruch der Dunkelheit wieder zu Hause«, hatte ihm die Mutter eingeschärft. »Du weißt, Vater sieht es nicht gerne, wenn du dich herumtreibst.«

Larry hatte dies hoch und heilig versprochen. Sein Alter konnte verdammt unangenehm werden. Und das wollte er nicht riskieren.

Der Junge dachte nach und krauste die Stirn. Was nur mit Vater los war? Er benahm sich in den letzten Tagen reichlich merkwürdig.

Selbst Mutter war das schon aufgefallen. Als Larry sie nach dem Grund der Veränderung befragte, hatte sie einen ratlosen Eindruck gemacht. »Wahrscheinlich hat er Sorgen und will mich damit nicht auch noch belasten«, war ihre eher lahme Entgegnung gewesen.

Larry hatte ihr diese Ausrede nicht abgenommen. Was hatten Sorgen damit zu tun, daß Vater plötzlich jede Liebe zu seinem Sohn vermissen ließ. Noch bis vor zwei Wochen hatte es nicht einen Tag gegeben, an dem er sich des Abends nicht ans Bett seines Sprößlings gesetzt hätte. Und seine Schularbeiten sah er ebenfalls nicht mehr durch. Hinzu kam die Kälte, die er jetzt ausströmte. Mutter hatte in den letzten Tagen oft verweinte Augen gehabt.

Und dann war da noch etwas. Larry sah seinen Vater nicht mehr essen. Erst gestern hatte er ihn überrascht, als er eine komplette Mahlzeit fortschüttete. Und dabei hatte es sich um sein Lieblingsgericht, Irish Stew, gehandelt. Für Weißkraut mit Hammelfleisch ließ Emery McIntire sonst fast sein Leben.

Als Larry ihn dabei ertappte, hatte er einen Blick seines Vaters aufgefangen, der ihn bis ins Mark traf. Es war ein furchtbarer Blick gewesen. Wutglühend und voll einer schrecklichen Drohung.

Das Pferdchen schnaubte leise und warf den Kopf in die Höhe.

Das war ein Zeichen dafür, daß es nach einer kleinen Ruhepause verlangte. Micky, so hieß das Pony, verstand sich ausgezeichnet mit seinem jungen Herrn.

Larry stieg ab und ließ seinen Spielkameraden weiden. Das würzige Gras würde Micky sicher schmecken. Er selbst nahm einen Grashalm in den Mund, setzte sich auf einen kleinen Felsen und begann zu träumen. Das tat er immer wenn er hier oben war.

Doch dann, es waren erst wenige Minuten vergangen, nahm er eine Bewegung wahr. Larry sah genauer hin. Tatsächlich, hinter dem großen, spitzkegeligen Felsen hatte sich etwas gerührt. Larry kannte die Gegend wie seine Westentasche. Er wußte, daß sich in dem Felsen eine Höhle befand. Sie war nur von der ihm abgekehrten Seite zugänglich. Doch Larry hatte den kleinen, schmalen Spalt entdeckt, der auch von der anderen, also seiner Seite, in die Höhle hineinführte. Es war ein Zufall gewesen, der ihn diesen Zugang hatte entdecken lassen. Er war so schmal, daß sich Larry hineinzwängen mußte. Für den Körper eines Erwachsenen wäre dieser Weg unmöglich gewesen.

Da, schon wieder! Für wenige Augenblicke waren zwei Männer zu sehen. Die Luft schien sie ausgespuckt zu haben.

Larrys Neugierde wuchs ins Ungemessene. Da trafen sich Männer.

Vielleicht gehörten sie einer Geheimorganisation an. Vielleicht waren es Angehörige einer verbrecherischen Bande, die eine neue schreckliche Tat plante.

Die Augen des Jungen brannten. Er würde die Männer belauschen. Und das Schöne daran war, daß er es tun konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

Larry band Micky an einer vorstehenden Felszacke fest. Das Tier konnte von dem geheimnisvollen Treffpunkt nicht gesehen werden.

Dann kauerte sich das unternehmungslustige junge Bürschchen zusammen und schlich sich an den Felsen heran. Er tat es nicht ungeschickt. Immer wieder nutzte er die Unebenheiten des Bodens aus, um nicht zufällig entdeckt zu werden. Noch wenige Yard, dann verschwand Larry in einem dichten Gebüsch. Von hier aus waren es ungefähr zwanzig Yard bis zu dem schmalen Spalt im Felsen.

Wie eine Schlange wand sich der Junge durch das Gewirr der Äste. Sein Gesicht war erhitzt, und die blauen Augen blitzten vor Begeisterung. Endlich ein Abenteuer! Schon so lange hatte er darauf warten, müssen.

Als er vor der Spalte stand und sich gerade daran machte, in sie hineinzuschlüpfen, hörte er Stimmen. Es waren die Stimmen mehrerer Männer. Eine davon glaubte er zu kennen. Aber die Stimme war zu undeutlich.

Das Kriechen durch die lange, gewundene und enge Spalte war mehr eine Tortur als ein Abenteuer. Doch Larry merkte davon nichts. Auch nicht die Schrammen und blauen Flecke, die er seiner Neugier verdankte.

Der Spalt verbreiterte sich etwas. Jetzt hieß es besonders vorsichtig

sein, denn hinter der gegenüberliegenden hochragenden Wand endete der Gang. Daß sich an diesem Ende ebenfalls eine schmale Öffnung befand, die nur dem Körper eines Halbwüchsigen Durchlaß gewährte, war eine Laune der Natur, die diesen Felsen von Äonen geschaffen hatte.

Jetzt bewegte sich Larry nur noch zollweise vorwärts. Kein Steinchen durfte sich lösen und ein Geräusch verursachen.

Und dann hatte es der Junge geschafft. Er blickte in das Innere der Höhle. In ihr war es nicht dunkel, denn das Licht fand seinen Zugang durch mehrere schmale und auch breite Öffnungen in der Decke.

Als er seinen Vater erblickte, hielt er nur mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens zurück. Auch die anderen Männer kannte Larry. Neben Vater stand der Rektor der kleinen Schule, auf Vaters anderer Seite stand John Warren, der Chef der kleinen Polizeistation in Oydale. Die anderen Männer kannte Larry auch. Er zählte nach. Es waren dreizehn.

Nach einer Stunde verschwanden die Männer auf eine Weise, daß sich dem Jungen die Haare sträubten und ein Schauer nach dem anderen über seinen Rücken rieselte. Es war unmöglich. Doch Larry hatte sich nicht getäuscht. Einer nach dem anderen verschwand.

Aber nicht auf normale Weise – sondern dadurch, daß sich der jeweilige Körper buchstäblich auflöste. Blitzschnell verblaßten die Konturen. Der Körper wurde zu einem Nebel, der immer dünner wurde und schließlich verschwand.

Larry hatte mehrmals seine Augen geschlossen und wieder geöffnet. Umsonst, der Anblick blieb immer derselbe.

Von dem, was geredet wurde verstand er kaum etwas. Ein Plan wurde erwähnt, den es zu erfüllen gelte. Auch von einer Brücke war die Rede gewesen. Und von einer seltsamen Energie, die sie benötigten, um diese Brücke bauen zu können. Das Wort ›Vitalenergie‹ war dabei gefallen. Ein Satz aber war Larry klar im Gedächtnis geblieben. Sein Vater hatte ihn ausgesprochen kurz bevor die seltsame Zusammenkunft der Männer endete.

»Morgen ist es soweit«, hatte er gesagt. Seine Augen hatten dabei derart wild gefunkelt, daß Larry zusammenschauderte.

»Morgen werden wir Oydale übernehmen. Und dann, nach einigen Tagen der Ruhe, können wir die Brücke bauen.«

Larry war benommen gewesen, als die Männer verschwunden waren. Er spürte eine Angst in sich, wie er sie in dieser Stärke noch nie empfunden hatte. Seine junge Seele krampfte sich unter dem Hauch finsterer Dämonie zusammen. Doch Larrys Gehirn vermochte nicht, diese Signale richtig zu deuten. Hier hatten Zauberer gewirkt. Eine andere Erklärung gab es für ihn nicht.

Aber als der Junge wieder auf seinem Pony saß und dem Dorf

zustrebte, wurde er mehr und mehr von Zweifeln gequält. Ob er sich seinem Vater offenbaren sollte? Wahrscheinlich, nein sicher würde er von ihm ausgelacht werden.

Aber was sollte er tun? Erst als Micky sich schneller bewegte, weil er sich seinem Stall und damit einer guten Portion Hafer näherte, kam ihm der erlösende Einfall. Nichts würde er sagen, nicht einen einzigen Ton. Warum auch? Er hatte es doch nicht notwendig, sich auslachen zu lassen. Nein, er würde aufpassen, was in den nächsten Tagen passierte. Wenn es etwas Schlimmeres war, dann konnte er immer noch mit seinem Vater reden. Zufrieden mit sich führte er Micky an seinen Platz.

***

Die firmeneigene, zweistrahlige Düsenmaschine rollte langsam zur Startposition. Die Triebwerke röhrten wie ein ganzes Rudel Hirsche in der Brunftzeit.

Mike Hunter zog Damona zärtlich an sich und küßte sie. Nach dem Sieg gegen die dämonischen Mönche des Schwarzen Kreises war ihr Verhältnis tiefer und inniger geworden.

»Mach dir keine Sorgen, ich bin bald wieder zurück. Vielleicht schon in wenigen Tagen.«

Damona lächelte. Mike wollte sie mit diesen Worten trösten. Aber er glaubte sicher selbst nicht daran. Wochen würden vergehen, bis über das neuentdeckte Uranvorkommen in Zentralaustralien Klarheit bestand. Und erst dann konnte entschieden werden, ob der King Konzern in dieses Geschäft einsteigen würde.

Dieser liebe, dumme Junge! Ihm schien die Trennung gar nicht zu behagen. Mike hatte sich in der letzten Zeit sehr verändert. Der leichtsinnige Zug in seinem Gesicht war nur noch sehr selten zu erblicken.

Damona ging auf das Spiel ein. »Selbstverständlich mache ich mir keine Sorgen.« Sie drückte seine Hand. »Vielleicht hat Tozzi schon so gut vorgearbeitet, daß du tatsächlich bald wieder zurück kannst.«

Mike blickte mißtrauisch in das todernste Gesicht der schönen Frau. Hatte sie ihre Worte ernst gemeint oder stimmte sie ihm nur zu, um ihm den Abschied zu erleichtern? Der Generalbevollmächtigte des King Konzerns wußte natürlich genauso wie Damona, daß sie sich erst in Wochen wiedersehen würden.

Doch Mike konnte nichts entdecken, was seinen Verdacht bestätigte. Damonas dunkle Augen strahlten ihn liebevoll an und sie hob ihm ihren Mund entgegen. Wieder küßten sie sich. Als sie sich, nach langen Sekunden, voneinander lösten, schob sich eine dicke, schwarze Wolkenwand vor die Sonne. Dunkle Schatten senkten sich herab.

Stimmungen sind abhängig von solchen Ereignissen. Manchmal tritt

noch etwas hinzu, was man als Vorahnung bezeichnen kann.

Und genau das war bei Mike der Fall, als er in seinem Sessel saß und die Maschine startete. Sein Blick saugte sich an der immer kleiner werdenden, winkenden Gestalt fest, bis sie in dem Schatten, der über dem Flugplatzgelände lag, verschwamm.

Mike lehnte sich zurück. Er konnte nicht sagen, warum es so war – er fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Die Dunkelheit, die Damonas Körper eben umschlossen hatte, verstärkte seine Vorahnung noch. Hoffentlich hielt sie sich mit ihren Aktivitäten solange zurück, bis er wieder bei ihr war.

Doch nur wenige Sekunden später schalt Mike sich einen Narren.

Konnte er Damona helfen, wenn sie sich in einer Klemme befand?

Wohl kaum, denn ihre Gegner waren nur mit den Waffen des Geistes zu besiegen. Nicht mit den geistigen Waffen ›normaler‹ Bürger.

Diese taugten nicht für einen Heller, wenn es darum ging, die Geschöpfe der Finsternis zu bekämpfen.

Aber Damona war stark. Ihre parapsychischen Fähigkeiten konnten ohne Übertreibung als gigantisch bezeichnet werden. Bis heute war sie mit allen Gegnern fertiggeworden. Und ihre Fähigkeiten vertieften sich noch, hatten ihre Höherentwicklung noch nicht abgeschlossen. Nein, nein, es war schon so, er, Mike Hunter, konnte ihr in dieser Beziehung überhaupt nicht helfen. Das hatte sich erst in Damonas Kampf gegen den dämonischen Schwarzen Kreis erwiesen. Er wäre ohne Damona verloren gewesen. Jedesmal, wenn Mike an die schreckliche Zeit seiner geistigen Gefangenschaft zurückdachte, überlief ihn ein kalter Schauder.

Erst als die Maschine hoch über den Wolken schwebte, wich die düstere Stimmung von Mike. Eine Zigarette und eine Tasse heißen schwarzen Kaffees taten ein übriges, seine gute Laune wieder herzustellen. Keine Frage, er machte sich unnötige Sorgen. Damona würde sich schon zu wehren wissen, wenn dämonische Mächte nach ihr griffen.

***

Wenige Tage später flog Damona von New York nach Edinburgh, um dort eine neuerrichtete Zweigniederlassung ihrer Bestimmung zu übergeben. Natürlich wäre ihr auch eine andere, weniger zeitraubende Art des Ortswechsels möglich gewesen. Durch eine Teleportation hätte sie diese Entfernung praktisch in Nullzeit überwunden.

Aber Damona hatte ihre Gründe, dies nicht zu tun. Jeder Teleportersprung verursachte zwangsläufig im psychischen Raum eine Art Strukturerschütterung. Und auf diese Erschütterungen reagierten die Wesen der Tiefe besonders empfindlich. Und nicht nur diese Wesen! Damona wußte um die Existenz der kosmischen geistigen

Potenzen. Es war nicht notwendig, ihnen alle Fähigkeiten vorzuführen, die sie besaß. Warum sollte sie den dämonischen Intelligenzen die Möglichkeit bieten, sich ein genaues Bild ihrer parapsychischen Kraft und seines Spektrums zu verschaffen? Das würde eine – vielleicht entscheidende – Schwächung ihrer Position bedeuten. Mit Sicherheit hatte sie noch Situationen zu überstehen, in denen es auch auf den Überraschungseffekt ankam.

Damona brauchte nur einen knappen Tag, um ihre Aufgabe in Edinburgh zu erledigen. Es war wie immer: viel Gerede um kleine Dinge.

Als sie am späten Nachmittag das ›Caledonian‹, so hieß das Hotel, aufsuchte, beschloß sie aus einer jähen Aufwallung heraus, ihren Aufenthalt in dieser bezaubernden Stadt um zwei Tage zu verlängern. Vielleicht konnte sie auch noch einen Ausflug ins Hochland machen. Sie liebte diese stillen einsamen Gegenden, in denen man mit sich allein sein konnte, den Lärm und die Hektik der Großstadt nicht spürte.

Damona wußte in diesem Augenblick noch nicht, daß sie schon in kurzer Zeit eine besondere Art der Hektik kennenlernen sollte. Aber selbst wenn sie gewußt hätte, was auf sie wartete, wäre ihr Entschluß derselbe geblieben. Anders zu handeln wäre ihr wie ein Verrat erschienen.

Nachdem sie sich in ihrem Appartement frisch gemacht hatte, schlenderte sie durch die schmalen romantischen Gassen der Altstadt. Die Abendsonne tauchte die Dachfirste der alten Häuser in ihr Licht und ließ sie aussehen, als seien sie vergoldet. Die Witterung war mild. Nur ab und zu wehte ein leichter Wind. Er kam aus dem Landesinnern und führte mit sich den unverwechselbaren Duft frischgemähter Wiesen.

Als Damona von ihrem Spaziergang ins Hotel zurückkam, war sie rechtschaffen hungrig. Sie freute sich auf das Abendessen.

In dem prachtvoll ausgestatteten Speisesaal wurde es jäh still, als Damona ihn betrat. Sie trug ein cremefarbenes Kleid ohne Ärmel. Es war so einfach geschnitten, daß es fast raffiniert aussah. Die Schultern waren frei und der Ausschnitt gerade so groß, daß ein makelloser Busenansatz zu erkennen war. Die auf die Schultern rieselnden Haare schmiegten sich um ein ebenmäßiges Gesicht. Unter den hohen geschwungenen Bögen der Brauen saßen nachtdunkle, seltsam zwingende Augen.

Als der Oberkellner sie respektvoll nach ihren Wünschen fragte, bestellte sie sich eine kräftige Rindssuppe mit Ochsenmark und als Hauptgericht eine Gemüseplatte mit Kalbsbraten. Eine Portion Kaffee bildete den Nachtisch.

Damona speiste mit sehr großem Appetit. Die Küche dieses Hotels

war ausgezeichnet. Kein Wunder, daß nach dem Essen eine wohlige Zufriedenheit in ihr hochstieg. Der Kaffee war stark und aromatisch, und die Zigarette rundete den Genuß ab.

Die Überschrift einer Zeitung fesselte ihre Aufmerksamkeit. Sie lag auf dem Nebentisch.

»Rätselhaftes Kindersterben in Oydale«, stand da in großen, knalligen Lettern geschrieben.

Der Titel sprang Damona förmlich an und grub sich in ihr Gehirn.

Da am Nebentisch niemand mehr saß, stand sie auf und holte sich das Blatt. Die ganze erste Seite der DAILY NEWS beschäftigte sich mit diesem Thema. Der Chefredakteur dieser Zeitung hatte persönlich den Leitartikel geschrieben.

»Jetzt sind es schon acht Kinder, die in Oydale der rätselhaften Seuche zum Opfer gefallen sind«, Schrieb Warren OBrian. »Leider kann keiner der Ärzte sagen, um was für eine Krankheit es sich handelt. Nicht die kleinsten äußeren oder inneren Verletzungen konnten festgestellt werden. Alle Organe waren in Ordnung, arbeiteten einwandfrei – und doch mußten diese jungen Menschen sterben. Und ein Ende ist noch nicht abzusehen. Hoffentlich gelingt es den Ärzten, die Krankheit unter Kontrolle zu bekommen. Aber sie müssen sich beeilen, sonst ist Oydale bald ein Dorf ohne Kinder…«

Tief in ihrem Inneren, dort, wo das Körperliche aufhört und die geistige Region beginnt, spürte Damona den Hauch des Übels, der dieser Nachricht entstieg. In den letzten Monaten hatte sich dieser

›Spürsinn‹ mehr und mehr bei ihr entwickelt. Die Ausdünstung des Bösen rief sofort ihr parapsychisches Extrabewußtsein auf den Plan, zwang es zum Tätigwerden. Seine feinen geistigen Sensoren aktivierten sich – und das Gefühl in ihr wurde zur Gewißheit: in Oydale waren finstere Kräfte am Werk.

Diese Erkenntnis löste neben heißem Zorn auch ein bitteres Gefühl in Damona aus. War es ihr bestimmt, nie zur Ruhe zu kommen?

War sie dazu verurteilt, immer wieder über den Erdball zu jagen, um das Feuer wilder Dämonie zu löschen? Sie seufzte leise auf. Ihre Mutter hatte ihr ein schweres Erbe hinterlassen.

Damona wurde nachdenklich. Seltsam, wie sich die Fälle häuften.

Konnte es sein, daß ihr starkes, magisches Potential eine Art Gravitationswirkung auf die finsteren Wesenheiten ausübte? War es möglich, daß sie von überall aus dem Kosmos nach hier eilten, um den weißmagischen Pol zu beseitigen, der ihnen so bittere Niederlagen zugefügt hatte? Damona hatte die Ahnung, daß es so sein konnte.

Mutlosigkeit wollte nach ihr greifen. Diese Aufgabe ging über Menschenkraft, auch wenn dieser Mensch Damona King hieß und von ihrer Mutter, einer ehemaligen Hexe, übernatürliche Fähigkeiten vererbt bekommen hatte. Nie war sie imstande, einem ganzen

dämonischen Kosmos die Stirn zu bieten.

Wieder blickte sie auf die Zeitung, sah Bilder der toten Kinder. Damona hatte es sofort gesehen, das waren keine formalen Toten! Die Kinder wirkten auf seltsame Art wie Puppen, als ob niemals Leben in ihnen gewohnt hätte.

Das war der Augenblick, als in Damona der Zorn hochschoß wie eine Stichflamme. Er brannte alles Bedrückende in ihr aus. Und dann wurde der Wunsch übermächtig in ihr, Oydale aufzusuchen, um diesen Eiterherd auszudrücken, ihn für alle Zeiten unschädlich zu machen. Ihre Mutter hatte ihr ein Vermächtnis hinterlassen, und dieses Vermächtnis war ihr heilig. Und wenn ein ganzer Kosmos der Finsternis gegen sie aufstand – Damona würde sich auch dieser Herausforderung stellen. Die übernatürlichen Fähigkeiten waren ihr nicht umsonst in die Wiege gelegt worden. Ein Frevel wäre es, sie nicht zu nutzen.

Damona beglich ihre Rechnung und sagte dem Portier Bescheid, daß sie morgen früh abreisen würde.

Der schlanke, weißhaarige Mann blickte sie verwundert an.

»Morgen früh? Wollten Sie nicht bis übermorgen hierbleiben?«

Damona nickte. »Das hatte ich vorgehabt. Aber es kam etwas dazwischen.«

Am nächsten Tag mietete sich Damona einen schnellen Porsche.

Sie hätte sich auch bei der Zweigniederlassung des King Konzerns einen Wagen besorgen können, aber sie wollte unnötigen Fragen aus dem Wege gehen.

Als sie Edinburgh verließ, hatte das Frühlingsende sein schönstes Gesicht aufgesetzt. Es war warm, jedoch nicht heiß. Die Sonne schien von einem Himmel, den nicht das kleinste Wölkchen trübte. Es duftete nach vielen Frühlingsblumen.

Der Weg nach Oydale führte über Perth, Inverness und Lairg. Als Damona das Tal erreichte, an dessen Ende sie das kleine Dorf erblickte, hatte sie fast dreihundert Meilen zurückgelegt.

Je mehr sie sich dem Ort näherte, um so stärker spürte Damonas Extrabewußtsein die dämonische Ausstrahlung. Sie hing wie eine unsichtbare Giftwolke über Oydale.

Das Dorf sah ärmlich aus. Die strohgedeckten Häuser duckten sich an den Boden, als ob sie fürchteten, von einem der vielen Stürme gepackt und davongeweht zu werden. Die Straße, die in den Ort hineinführte, war holprig und voller Schlaglöcher.

Kein Mensch war auf der Straße, auch nicht auf den Feldern. Oydale sah aus, als hätten es die Einwohner Hals über Kopf verlassen.

Auch keine Tiere waren zu sehen oder zu hören. Nicht das Miauen einer Katze oder das Bellen eines Hundes. Auch nicht das Gackern von Hühnern. Stille hing in der Luft, jene Stille, deren Schwester das

Grauen ist.

Damona war im ›Umgang‹ mit den Kreaturen der Finsternis bereits ›geübt‹. Trotzdem stiegen auch ihr die Haare zu Berge und das Gefühl der Beklemmung wuchs, je mehr sie sich dem Mittelpunkt des Ortes näherte.

Der kleine, runde Platz war gepflastert. Die Häuser, die ihn umsäumten, sahen ein wenig besser aus als die Katen am Anfang des Dorfes. Das größere, frischgetünchte Haus mit den vielen Fenstern war sicher das Gemeindehaus. Wie überall in den kleinen Ortschaften des Hochlandes bildete dieses Gebäude das Zentrum von Oydale. In ihm war das Bürgermeisteramt, die Polizei und wahrscheinlich auch die Schule untergebracht, um die hauptsächlichsten Einrichtungen zu erwähnen.

In den anderen Häusern gab es einige Geschäfte und, wie es in Schottland gute Sitte ist, drei Stehkneipen. Eine davon, es nannte sich stolz ›Old Waverley‹, machte von außen einen besseren Eindruck. Ein kleines Schild neben der wuchtigen Eichentür machte darauf aufmerksam, daß es in diesem Haus auch Fremdenzimmer gab.

Damona zuckte die Achseln. Etwas Besseres würde sie hier bestimmt nicht finden. Sie parkte den Sportwagen dicht neben dem Brunnen in der Mitte des Platzes. Dann stieg sie aus.

Sie warf einen raschen Blick um sich. Ein fröstelndes Gefühl überlief ihren Körper. Plötzlich empfand sie die Stille wie eine sprungbereite Bestie, die sich hingeduckt hat, um im nächsten Augenblick ihr Opfer anzuspringen. Eigenartig, kein einziges Auto außer dem ihren war zu erblicken. Dabei hätte man gut annehmen können, daß sich nach den großaufgemachten Zeitungsmeldungen hier ein Haufen Reporter herumtrieb. Diese Burschen hatten doch die Neugier buchstäblich gepachtet.

Als Damona die schwere Klinke herunterdrückte, war sie schon darauf gefaßt, die Tür verschlossen zu finden. Aber zu ihrer Überraschung öffnete sie sich. Die Angeln mußten gut geölt sein, denn das schwere Holz wich lautlos nach hinten zurück.

In dem schmalen Gang herrschte Halbdunkel. Links ging es in die Gaststube, rechts vermutlich in die Privaträume. Damona hüstelte.

Doch es kam keine Antwort.

Die Ungeduld in ihr erwachte. Irgend jemand mußte doch hier sein! Entschlossen öffnete sie die Tür, die in den Gastraum führte.

Aber auch hier fand sich niemand. Kein einziger Gast und auch nicht der Wirt. Es roch so, wie es in billigen Kneipen meistens riecht: nach abgestandenem Bier und kaltem Rauch.

Damona verließ die Gaststube und klopfte an die Tür, die anscheinend zu den Wohnräumen führte. Als sich niemand meldete, klopfte sie stärker. Aber sie rechnete nicht mehr damit, daß sich

jemand melden würde.

Doch zu ihrer großen Überraschung näherten sich plötzlich Schritte. Es waren tappende, unsichere Schritte. Die Schritte eines alten Menschen.

Und dann öffnete sich die Tür.

Damona prallte fast zurück bei dem Anblick des knochigen Totenschädels. Mit Sicherheit war kaum ein Lot Fleisch an ihm. Was die Knochen zusammenhielt, war lediglich die gelbliche, wie altes Pergament aussehende Haut.

Doch eines widersprach diesem Aussehen: die Augen. Sie waren von durchdringender Schärfe. In ihnen war ein Ausdruck, der Damona nicht gefiel. Unwillkürlich mußte sie an die lidlosen Augen einer Schlange denken, die ihr Opfer betrachtet, ehe sie sich darauf stürzt.

»Sie wünschen?« Das lange, spindeldürre Skelett des alten Mannes schob sich aus der Tür.

Jede ›normale‹ Frau hätte nach einem solchen Empfang wohl fluchtartig dieses Haus verlassen. Wohl kaum hätte eine von ihnen über die Aura der Drohung gleichgültig hinweggesehen, die von dem Mann ausging wie ein übler Dunst. Doch Damona war in dieser Beziehung vollkommen anders, konnte nicht mit normalen Maßstäben gemessen werden.

Ihr parapsychisches Extrabewußtsein erwachte bereits, als Damona die tappenden Schritte des Alten hörte. Es empfing und analysierte die Ausstrahlung der Bösartigkeit.

»Ich hätte gern ein Zimmer für zwei bis drei Tage«, antwortete sie mit einem sanften Lächeln.

In den gelblichen Augen glomm es auf. Damona hatte auf einmal das Gefühl, durchleuchtet zu werden. Etwas griff blitzschnell nach ihrem Gehirn – und zuckte wieder zurück, als es die Barriere nicht durchbrechen konnte. In den Reptilaugen zeigte sich Verblüffung.

»Von der Zeitung?« fragte der Alte mit barscher Stimme.

»Nein, ich bin privat hier. Ich mache eine Rundreise durch das Hochland. Mein Urlaub dauert noch eine Woche.«

Der Blick des Mannes glitt über ihren Körper. Er hatte etwas Taxierendes an sich. In Damona stieg ein Gefühl des Ekels hoch. Aber sie ließ sich nichts anmerken.

»Aber die Zimmer sind sehr einfach. Bad und warmes Wasser gibt es nicht.«

Damona erschauerte bei der Vorstellung, tagelang ungebadet in ihren Kleidern herumzulaufen. Aber sie hatte schon Schlimmeres durchgemacht.

»Das macht mir nichts aus. Ich kann mir schon behelfen.«

Der Alte nickte. Dann schlurfte er wieder in das Zimmer hinein.

Als er zurückkam, hielt er einen langen, riesigen Schlüssel in der

Hand.
»Erster Stock, Zimmer sieben«, sagte er und versuchte, seiner Stimme eine freundliche Note zu geben.
Das Zimmer war trostlos. Ein alter klappriger Schrank, der sich nicht zuschließen ließ, ein wackliger Tisch mit einem Stuhl, der so aussah, als würde er im nächsten Moment zusammenbrechen, und ein ausgelegenes quietschendes Bett bildete die ganze Einrichtung.
Es roch dumpfig, als ob schon lange nicht mehr gelüftet worden wäre. Damona sah sich skeptisch um. Sie zählte gewiß nicht zu den Menschen, die nur im Luxus leben können, aber diese »Unterkunft« flößte ihr doch einen Graus ein. Nun, tröstete sie sich, es war ja nur für ein paar Tage.
Sie ließ ihre wenigen Habseligkeiten im Koffer. Es war nichts dabei, was sie irgendwie verdächtig machen konnte. Sicher würde der Alte spionieren. Nun, sollte er.
Damona riß das Fenster auf. Sie mußte sich erheblich anstrengen, die Fensterflügel zu öffnen. Frische milde Luft strömte herein, vertrieb die modrige Atmosphäre. Von hier hatte man einen guten Ausblick auf den Marktplatz. Damonas Blick fiel auf ihren Wagen. Sie mußte versuchen, einen anderen Parkplatz für ihn zu finden. Vor dem Brunnen konnte er nicht stehen bleiben.
Als sie die Treppe hinunterging, kam auch der Alte aus dem Zimmer.
»Wollen Sie fortgehen?« fragte er. In seinen Augen war so etwas wie Mißtrauen zu erkennen.
Selbst Damona war über diese Frage verblüfft. Was ging es diesen Kerl an, wenn sie sich ein wenig hier umsehen wollte? Aber: Sie ließ sich ihren Unmut nicht anmerken, sondern machte ein freundliches Gesicht, als sie antwortete:
»Bei diesem schönen Wetter kann man doch nicht im Haus bleiben, nicht wahr? Ich habe vor, einen kleinen Bummel zu machen.«
Ein Gedanke kam ihr. Sie würde den Alten – nach dem Türschild zu schießen mußte er Selwyn Flannagan heißen – gleich fragen. Sie tat es mit betont harmlosen Gesicht.
»Was ist hier nur los? Oydale sieht wie ausgestorben aus: Außer Ihnen habe ich noch keinen einzigen Menschen gesehen. Auch keine Tiere.«
Flannagan antwortete nicht sofort, sondern sah Damona mit seinen gelben Augen starr an. Wieder spürte sie, daß sich etwas in ihr Gehirn hineinbohren wollte. Es war so wie ein dumpfer Druck. Aber ihr Parabewußtsein war schon längst tätig geworden und hatte mittels psychischer Energie einen Schutzschild errichtet. Ob der Alte merkte, was es mit diesem ›Schirm‹ auf sich hatte? Doch diese Befürchtung verging sofort wieder. Unmöglich, daß dieser Mann daraus schließen konnte, welche Bewandnis es mit ihr hatte. Es hatte zu allen Zeiten –

wenn auch nur wenige – Menschen gegeben, die aufgrund ihrer psychischen Struktur nicht beeinflußbar waren und in die man auch nicht ›hineinsehen‹ konnte.

Endlich bequemte sich Flannagan zu einer Antwort. Ein geheimnisvoller Ausdruck trat in sein Skelettgesicht.

»Alle Einwohner sind heute im Braehinnie Forst.« Der Alte zögerte einen kurzen Augenblick, sprach dann aber weiter um einer Frage zuvorzukommen. Damona hatte wenigstens diesen Eindruck.

»Eine Versammlung. Die Priester sprechen zu ihnen.« Er schwieg.

In seinen Augen flammte es grell auf.

»Priester! Welche Priester?« entfuhr es Damona unwillkürlich. Sie hatte alles erwartet, aber nicht diese Auskunft.

Diesmal kam die Antwort sofort.

»Es sind die Priester des Lichts. Sie bringen die Wahrheit, die reine Wahrheit.« Wieder dieser grelle Blick. »Sie lassen sich taufen, alle!«

Seit dem Augenblick, als Damona das Vermächtnis ihrer Mutter antrat, mit ihren überragenden Parafähigkeiten das Böse zu bekämpfen, wo sie es traf, hatte sie schon oft der Hauch des Grauens gestreift. Einmal sogar – bei dem furchtbaren Kampf gegen die Mönche des Schwarzen Kreises –, hatte sie dieses Grauen sogar bis tief ins Herz getroffen.

Sie empfand hier ähnlich. Da ein solches Gefühl aber eine Art Ausfluß ihres Extrabewußtseins war, wußte sie sofort, was sie davon zu halten hatte. Hier wartete keine kleine Sache auf sie. Nichts, was sozusagen mit der linken Hand zu schaffen war. Nein, hier war etwas im Gange, das ihre ganze Kraft herausforderte. Eigenartig, als sie mit ihrem ›neuen Leben‹ begann, waren die Aufgaben – im nachhinein betrachtet – so einfach gewesen, daß sie jetzt darüber lächeln konnte. Doch je weiter sie sich entwickelte, je mehr ihre Fähigkeiten sich entfalteten, um so schwerer wurden auch die Aufgaben. Als ob es eine sie steuernde Macht gäbe, und als ob diese Macht sie behutsam – doch zwingend – als Werkzeug benützte.

In Sekundenbruchteilen gingen ihr diese Gedanken durch den Kopf. So seltsam es auch klingen mag – Damona freute sich. Wieder wurde in ihr das Gefühl wach, das auch ein Jäger empfindet, wenn er auf dem Anstand ist. Wenn er im frühen Morgengrauen darauf wartet, den Vierzehnender zu erlegen, um sich mit der stolzen Trophäe schmücken zu können. Dieses fiebernde Gefühl, das den Betreffenden nicht losläßt, bis er das Wild im Visier hat. Natürlich war die Situation bei Damona anders. In ihrem Fall war das ›Wild‹, das sie zu erlegen hoffte, gefährlicher als alle Klapperschlangen der Welt zusammen. Aber das störte Damona nicht, sie hatte die Fährte aufgenommen und würde nicht nachlassen, bis sie das ›Wild‹ gestellt hatte. Dann würde es zum entscheidenden Kampf kommen!

Sie schaute Flannagan fragend an. »Und was geschieht nach der – hm – Taufe? Ich meine, was bezweckt sie, und was ändert sich damit für die Leute?«

»Sie werden so wie die Priester«, kam die rätselhafte Antwort. Der Alte richtete seine gebeugte Gestalt auf. Plötzlich wirkte er gar nicht mehr so alt. Er deutete mit dem Finger auf Damona.

»Gehen Sie doch hin! Sprechen Sie mit den Priestern! Von ihnen können Sie viel mehr erfahren als von mir alten Mann.« Er nickte ihr zu und wollte sich schon abwenden, als Damona noch etwas einfiel.

»Wie ist es denn mit Ihnen? Sind Sie auch schon getauft?«

Der Alte drehte sich wieder um und blickte sie an. Es war ein Blick, der andere Menschen als Damona hätte erschauern lassen.

Grenzenloser Hochmut und abgrundtiefe Bösartigkeit lagen darin.

Plötzlich war Flannagan ein ganz anderer Mensch. Die Ausstrahlung des Alters war von ihm gewichen. An ihre Stelle trat eine Aura der Macht.

»Ich brauche nicht getauft zu werden«, sagte Flannagan langsam.

Hohn glomm in den gelben Augen auf – und grenzenloser Spott.

Dann drehte er sich um. Mit einem knarrenden Geräusch schloß sich hinter ihm die Tür.

Damona ging nachdenklich zu ihrem Wagen. Flannagans Worte waren ihr rätselhaft. Er brauche nicht getauft zu werden, hatte er gesagt. Was er damit wohl meinte? Und dann ärgerte sie sich. Eine Frage hatte sie vergessen – eine sehr wichtige Frage! Nämlich die nach den Kindern. Ob es neue Todesfälle gegeben hätte und ob es genügend Ärzte gäbe. Sie überlegte. Nun, vielleicht war diese Unterlassung sogar gut gewesen. Damona fühlte es und wußte, daß dieses Gefühl sie nicht täuschte: dieser Flannagan gehörte zu denen, die sie, Damona, zu bekämpfen hatte.

Als sie im Wagen saß, war sie zuerst unschlüssig. Sie hatte gute Lust, sich die ›Taufzeremonie‹ im Braehinnie Forst anzuschauen.

Aber ob es klug war stand auf einem anderen Blatt. Damona dachte angestrengt nach. Andererseits – was konnte ihr schon passieren?

Sie würde Interesse heucheln und mit Sicherheit einen Einblick gewinnen. Vielleicht erfuhr sie auch, was es mit dieser Seuche auf sich hatte, die nur Kindern gefährlich wurde.

Diese letzte Überlegung war entscheidend. Jawohl, sie würde jetzt die Stelle aufsuchen, an der die ominösen Priester des Lichts eine noch ominösere Taufe vornehmen wollten – die geschlossene Taufe eines ganzen Dorfes.

Damona erschrak. Sie hatte sich nicht nach dem Zeitpunkt der Zeremonie erkundigt. Doch schon im selben Augenblick wußte sie, daß das nicht notwendig gewesen war. Dämonische Prozeduren scheuen das Licht. Sie geschehen in der Dunkelheit und zwar in der

Stunde, die den finsteren Kreaturen gehört – die Stunde nach Mitternacht.

***

Der Himmel hatte sich zugezogen. Nur manchmal brach der Mond durch die Wolken oder zeigten sich einzelne Sterne.

Starker Wind war aufgekommen. Er pfiff über die Hochebene, rieb sich an den scharfen Kanten und Spitzen der megalithischen Felsbrocken, die wahllos, wie von Riesenhand geschleudert, herumlagen, und verlor sich heulend und orgelnd in der Weite des Landes.

Die Bäume bogen sich und ächzten unter der Belastung, manchmal ertönte ein berstendes Krachen.

Die alte Thingstätte eignete sich vortrefflich für das Vorhaben der Priester. Sie war ungefähr kreisförmig, mit einem Durchmesser von vielleicht fünfzig Yard. Den Mittelpunkt des Platzes bildete ein mächtiger Felsblock, der auf seiner glatten Oberfläche einen zweiten, langgestreckten Felsen trug. Seine Oberkante besaß die Höhe von zwei aufeinandergestellten Männern. Das Ganze sah wie ein Tisch aus – allerdings ein Tisch für Riesen.

Auf diesem Felsen prasselte ein starkes Feuer. Ab und zu fuhr der Wind durch die Glut und entführte einen feurigen Funkenregen in die Dunkelheit der Nacht.

Die Felsplatte war groß genug, außer dem Feuer noch zwölf Personen ausreichend Platz zu bieten. Sie hielten sich an den Händen und bildeten einen Kreis um den brennenden Holzstoß.

In dem weiten Rund, das den riesigen Felsen umgab, herrschte Ruhe. Es war die Ruhe einer fieberhaften Erwartung. Gleich, in wenigen Minuten, war die Taufe vollzogen und sie alle würden sich im Besitz von Fähigkeiten sehen, die sie zu Übermenschen machen mußten. Die sonst so nüchternen Einwohner von Oydale machten schon seit Tagen den Eindruck von Menschen, die dabei sind, den Verstand zu verlieren.

Angefangen hatte es damit, daß einige Mitbürger von heute auf morgen andere Menschen geworden waren. Nicht in ihrem Äußeren, nein, das war ganz und gar nicht der Fall. Die jähe, kaum glaubliche Veränderung betrat die geistige Seite ihres Daseins. Jeder der hier Versammelten hatte in den vergangenen Tagen oft geglaubt, sich in einem Traumzustand zu befinden. Aber das war auch begreiflich! Denn war nicht ein Wunder geschehen? Wie wären sonst Leute wie der Schuhmacher Wilkins, der Hühnerzüchter Orbin oder sogar dieser Landstreicher Corrie in der Lage gewesen, solch unfaßliche Dinge zu tun? Konnte ein normaler Mensch tonnenschwere Lasten heben – nur mit der Kraft seines Willens? Sicher nicht. Und war er in der Lage, sich

von einer Sekunde zur anderen unsichtbar zu machen, um an einem völlig anderen Ort wieder zu erscheinen?

Auch das war einem normalen Menschen sicher unmöglich.

Und weil das so einfach zu begreifen war, schluckten sie bereitwillig alles, was ihnen von den Priestern sonst noch erzählt wurde.

Warum auch nicht? Schließlich kannten sie sich alle seit ihren Kindertagen, waren miteinander aufgewachsen. Jeder wußte um die Stärken und Schwächen des anderen. Nein, nein, es konnte gar nicht anders sein! Die Schale des Heiligen Geistes hatte sich über diese Auserwählten ausgegossen. Ihre Fähigkeiten waren nichts anderes als eine Art Ausweis, den sie jedem unter die Nase halten konnten, der auch nur den geringsten Zweifel hegte.

Sie alle waren einfache Leute, streng und gottesfürchtig erzogen.

Kein Wunder also, daß sie so und nicht anders denken konnten. Für sie alle hatte sich die Welt gewandelt, seit es ihnen gewiß war, daß von Oydale der Beginn eines neuen Zeitalters ausgehen würde. Verhieß es nicht auch die Bibel? Sprach sie nicht davon, mit glühenden, prophetischen Worten? Wie hieß es dort? »Siehe, ich mache alles neu…«

Daß plötzlich so viele Kinder starben, war den armen, in einem Trancezustand lebenden Menschen gar nicht so richtig bewußt geworden. Sie waren allen Ernstes der Ansicht, daß dies eine Zeit der Prüfung sei, die man geduldig durchstehen müsse. Deshalb hatten es auch die Ärzte, die mehrmals in der Woche aus Edinburgh und Lairgh kamen, – so schwer mit diesen verblendeten Menschen. Es war nicht zu fassen, sie verweigerten jede Hilfe und erklärten stoisch, daß Gottes Wille geschehen müsse. Unter den Erwachsenen gab es nicht einen mehr, der anders redete.

Es waren genau zweihundertachtundsiebzig Männer und Frauen, die nach hier gekommen waren, um in den Genuß der Taufe zu kommen.

»Sobald das geschehen ist, werdet ihr so sein wie wir!« hatte Corrie ernst und feierlich versprochen. Es war kaum zu glauben, daß sich ein versoffener Landstreicher so sehr verändern konnte. Nun, wenn das bei einem solchen Menschen gelang, dann mußte es bei ihnen ganz sicher gelingen – dachten sie hoffnungsvoll. Alle – ohne Ausnahme – wiegten sich bereits in Hoffnungen, die alles andere als fromm zu nennen waren. Sie alle – auch wieder ohne Ausnahme – waren voller Gier. Bald war der Zeitpunkt da, wo sie endlich, nach so vieler Plackerei, das Leben genießen konnten. Dann war das Geld nur von untergeordneter Bedeutung, denn es war kinderleicht, es sich zu beschaffen, wenn man es brauchte.

Das war die Situation! So stellte sie sieh dar – Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, eine kaum glaubliche Tatsache!

Und wie sah es in jenen Wesen aus, die sich gerade daranmachten,

ihre Vorbereitungen für das zu erwartende grausige Schauspiel zu beenden? Nun, wie soll es in Geschöpfen aussehen, die nur die Logik anerkennen und sonst nichts? Sicher, ihre Logik war eine andere als die der Menschen. Aber es eben doch Logik! Nur daran orientierten sie sich. Gefühle wie Freude und Glück waren ihnen völlig unbekannt. Und hätte sie jemand auf diese Gefühle aufmerksam gemacht und ihnen erklärt, daß ohne sie zu leben den geistigen Tod bedeute, dann hätten sie den Betreffenden für geistesgestört gehalten.

Doch, außer ihrer Logik kannten sie noch etwas: Haß, Rachsucht und wilde Dämonie. Und diese Eigenschaften waren es, die sie zu Brüdern der dämonischen kosmischen Intelligenzen machten.

Einer von ihnen – Flannagan – fehlte. Er war in Oydale geblieben, gewissermaßen eine Art Wächterfunktion so lange ausübend, bis der furchtbare Akt, die Entseelung aller Einwohner des Dorfes, vorüber war.

Es fehlten auch noch andere: die Kinder. Sie alle hatten ein starkes Schlafmittel erhalten und lagen zu Hause in ihren Betten. Es waren genau dreiundfünfzig. Auf sie wartete dasselbe Schicksal, das bereits den Tod der in den Zeitungen erwähnten acht Kinder verursacht hatte: Energienachschub zu sein. Die Entnahme dieser Vitalenergie war keine blutige Angelegenheit, o nein, sie war sehr sauber und dabei sehr effektiv. Es genügte vollauf, dem Blut die in ihm wohnende Energie zu entnehmen. Und das war auf telekinetischem Wege möglich, denn auch Energie ist durch Telekinese zu beeinflussen, ja, sogar in andere Aggregatzustände überzuführen.

Und das war der Grund dafür, daß auch die größte medizinische Kapazität es nicht vermocht hätte, hier eine richtige Diagnose zu stellen. Auch ein Blutbild machte nicht sichtbar, daß diesem Stoff das Wichtigste fehlte: die zum Leben unerläßliche Vitalenergie.

Ein helles Bimmeln durchbrach die nächtliche Stille. Es war die Glocke der kleinen Kirche von Oydale. Der Pfarrer kam einmal in der Woche aus Lairg, um den Gottesdienst abzuhalten. Die Glocke tat zwölf Schläge. Es war Mitternacht. Ein kräftiger Windstoß fuhr in die Glut, lockte eine Flamme heraus und ließ sie hoch aufstieben.

Corrie, unzweifelhaft der Anführer der dreizehn ›Priester‹, gab ein herrisches Zeichen. Alle Vorbereitungen waren beendet. Die düstere, dämonische Prozedur konnte beginnen.

***

Es war wie eine Szene aus einem billigen Wildwestroman. Damona schlich sich an die alte Thingstätte heran, Sie hatte nur kurz an die Möglichkeit gedacht, sich anderer – paraphysikalischer – Methoden zu bedienen, um diese Stelle zu erreichen. Aber das verbot sich von selbst. Sie mußte damit rechnen, daß dadurch eine Art Schockwelle

entstand. Hochentwickelte geistige Potenzen – ob dämonische oder nichtdämonische – sind aber in der Lage, eine solche ›Strukturerschütterung‹ festzustellen und vielleicht sogar anzupeilen. Aber das lag nicht in Damonas Absicht. Sie wollte solange wie möglich unerkannt bleiben, um erst im entscheidenden Augenblick ihre Waffen zu zeigen.

Ihr Vorhaben gelang, dank dem reichlich vorhandenen Unterholz.

Langsam, Fuß um Fuß, näherte sie sich dem Platz. Schon war sie imstande, den dicken Ring der Menschen zu sehen, der den großen Felsmonolithen umgab. Sie erblickte auch die Männer, die auf der Felsplatte standen, reglos, sich an den Händen haltend und einen Kreis um das Feuer bildend.

Und dann huschte sie hinter eine dicke Eiche, deren Astgewirr sie vorzüglich deckte. Der Standort war ideal zu nennen. Das Feuer beleuchtete die düstere Szenerie derart, daß Damona sogar die Gesichter der Menschen unterscheiden konnte.

Auch sie hörte das Bimmeln der Glocke – und sah das befehlende Zeichen des Mannes, der dicht vor dem Feuer stand, ungefähr in der Mitte des durch die Männer gebildeten Kreises.

Das war der Augenblick, als Damonas parapsychisches Extrabewußtsein buchstäblich Alarm schlug. Das geschah nicht oft, nur in Situationen, die höchste Gefahr signalisierten. Damona war im ersten Moment verblüfft. Sie konnte sich – wenigstens in diesen Sekunden – nicht vorstellen, was für eine Gefahr ihr drohte. Aber sie wußte aus vielen Erlebnissen, daß sie dieser ›inneren Stimme‹ unbedingt folgen mußte.

Sie tat es, indem sie ihrem Parabewußtsein freie Hand ließ, die Sperre löste, die ihr Wille gelegt hatte. Erst jetzt konnten die Prozesse ablaufen, die notwendig waren, um ihr einen höchstmöglichen Schutz zu gewähren.

Wie geschah das? Auf eine Weise, die, parapsychisch gesehen, sehr einfach ist. Das Extrabewußtsein besorgte sich Energie. Energie aus einer Dimension, die in Wirklichkeit gar keine ist, weil dieser Bereich dimensionslos ist. Man kann ihn als eine Art Psychoraum definieren, einen Raum also, in dem noch ungeformte, ›rohe‹ Kräfte schwingen. Wer imstande ist, sie abzurufen, gebietet über große Macht. Geniale Menschen, Künstler und auch Heilige, schöpfen aus ihm – und empfangen ihre Inspirationen. Wenn man *von* der Kraft des Gebets spricht – sie ist nichts anderes als genau dieselbe Kraft.

Damona war allerdings in der Lage, kraft ihrer besonderen Fähigkeiten ganz andere ›Energiebündel‹ unter Kontrolle zu bringen, als es die Menschen in den genannten Beispielen vermochten und vermögen. Ihr geistiger Akku besaß eine Kapazität, die, parapsychisch gesehen, das Fassungsvermögen vieler tausend Menschen überstieg.

Hinzu trat ihre Fähigkeit, mit ihrem Extrabewußtsein diese Energien bündeln und gezielt einsetzen zu können.

Da dieser Effekt nicht dem Ablauf der Zeit unterliegt, setzte die Wirkung sofort ein. Ein unsichtbarer Schutzschirm umgab sie, nicht nur einer, der ihren Geist bewahrte, sondern einer, der sie ganz, auch ihren Körper, schützte. Diese letztere Fähigkeit besaß sie noch nicht lange, aber Damona war daran gewöhnt, daß sich immer wieder wieder neue Geistesknospen in ihr entfalteten, zu stolzen, majestätischen Blumenkelchen wurden.

Dieser ›Schirm‹ war defensiven Charakters. Aber die in ihm ruhende Energie konnte in jedem beliebigen Augenblick zu einer höchst offensiven Waffe werden.

Und dann begann das Drama, das Damona ohnmächtig mitansehen mußte, ohne helfen zu können. Diese Erkenntnis kam ihr in dem Moment, als der dämonische Prozeß begann. Sie fühlte es, hier waren nicht nur die Geistpotentiale der schrecklichen Priester tätig, nein, hier war unendlich viel mehr im Spiel. Auf diese kleine Thingstätte schien sich die Bösartigkeit eines ganzen Kosmos zu konzentrieren.

Von einer Sekunde zur anderen legte sich der Wind. Die Geräusche ringsum verstummten. Keine Maus huschte mehr durch das Laub und kein Ästchen bewegte sich. Ein eisiger Block absoluter Ruhe legte sich über den Platz, reichte weit in den Wald hinein.

Auch das leise Flüstern der Menschen brach wie abgerissen ab.

Selbst die Flamme des Feuers duckte sich unter dem Unnennbaren, wurde kleiner und kleiner, bis sie schließlich ganz verlosch. Nur noch die rote Glut war zu sehen. Sie leuchtete wie eine Vielzahl roter Rubine.

Das war das Präludium. Jetzt folgte der erste Akt. Über der Glut erschien, wie vom Nichts ausgespuckt, ein schwarzer, dampfartiger Körper. Er war in Bewegung. Immer wieder griffen tentakelartige Auswüchse nach außen, Händen gleich, die suchend nach etwas Bestimmten zu greifen schienen. Die Blicke der Männer um das Feuer bohrten sich in die Schwärze. Ihr Wille formte es. Formte es so, wie ein Töpfer den Ton auf der Drehscheibe formt.

Und bald zeigte sich der Erfolg dieser Prozedur. Der schwarze Dampf kam allmählich zur Ruhe, verdichtete sich, wurde mehr und mehr zu einer kompakt aussehenden Kugel. Doch die menschgewordenen dämonischen Kreaturen ließen noch nicht von ihr ab, ließen weiter ihre gewaltigen mentalen Kräfte in sie hineinschießen.

Und dann zeigte sich eine Veränderung in Gestalt eines peitschenschnurdicken Auswuchses. Andere Auswüchse folgten in rasender Geschwindigkeit. Und dann, als der ganze Kugelkörper mit diesen Auswüchsen wie übersät war, begannen sie zu wachsen, wurden immer länger. Die Kugel sah mittlerweile wie ein grausiger

Moloch mit unzähligen Tentakeln aus. Wie eine Wesenheit, die in den tiefsten Schlünden der Hölle ihr Zuhause haben mußte.

Als diese Phase erreicht war, passierte für eine kurze Zeit nichts.

Das Bild, das sich jetzt zeigte, hätte hervorragend als Titelbild zu Dantes Inferno dienen können. Auf dem Platz die wie leblos stehenden Menschen, deren Augen das beginnende Entsetzen zeigten.

Dann der mächtige Felsmonolith mit dem glosenden Feuer und den Kreaturen, die das größte Verbrechen begingen, das der Kosmos kennt: die gewaltsame Entseelung lebendiger Geschöpfe. Und über der Glut das alptraumhafte Wesen, das anscheinend als Werkzeug benutzt werden sollte.

Das alles sah auch Damona. Eine eiskalte Woge maßlosen Entsetzens stieg in ihr hoch. Es war nicht das Entsetzen, das der ›normalen‹ Angst entspringt. Es war mehr, viel mehr, denn es war das Entsetzen darüber, das grauenhafte Schicksal anderer Menschen nicht verhindern zu können. Zusehen zu müssen, wie die Menschen eines ganzen Dorfes buchstäblich ausgeschaltet wurden.

Damona ballte die Fäuste. Konnte sie wirklich nichts tun? War sie dazu verurteilt, hier das grausige Geschehen mitansehen zu müssen? Sie wußte zwar noch nicht genau, was sich gleich hier abspielte, aber es war ihr klar, daß es etwas unvorstellbar Böses sein mußte.

Ihr Extrabewußtsein gab ihr sofort die Antwort. Sie war niederschmetternd. Wenn sie sich einmischte, dann war auch sie verloren.

Gegen diese dämonischen Gewalten war sie machtlos. Vielleicht nicht für immer, aber jetzt in jedem Fall.

Damona zwang sich dazu, ihre Augen nicht abzuwenden. Sie durfte es nicht, wenn sich der Schmerz auch wie ein glühendes Eisen in sie hineinbrannte. Jede Einzelheit war wichtig – konnte später zur Vernichtung der dämonischen Kreaturen beitragen.

In die Tentakel kam jähe Bewegung. Sie schnellten sich vor, als würden sie von einer treffsicheren Hand geworfen – und wanden sich wie Schlangen um die reglosen Körper der Unglücklichen.

Kaum war das geschehen, als der zweite Akt des Dramas begann.

Die schwarze Kugel zog sich zusammen und ging wieder auseinander. Zuerst langsam, dann aber immer schneller. Wie eine riesige Pumpe.

Und je länger dieses ›Pumpen‹ dauerte, um so mehr schwand das Leben aus den Menschen. Ihre Augen wurden zusehends gläsern, verloren den Ausdruck, den nur das Leben schenken kann.

Doch auch die Kugel veränderte ihr Aussehen. Mehr und mehr verlor sie ihre Schwärze, wurde heller, zeigte eine Spur von Rot.

Und diese Spur kräftigte sich. Immer stärker färbte sich die Außenhaut dieser fürchterlichen Wesenheit, wechselte von zartrosa

über zu einem leuchtenden, strahlenden Rot.

Die Menschen hingen leblos in den Schlingen der Tentakel. Sie waren tot. Ihre Vitalkraft erfüllte jetzt das immer noch über der Glut schwebende Geschöpf.

Doch die dämonische Zeremonie war damit noch nicht zu Ende.

Der wichtigste Akt, der, auf den es ankam, begann jetzt!

Wieder vereinigte sich der unmenschliche dämonische Wille. Wieder griff er formend ein. Gleichzeitig glitt ein Quantum eigener seelischdämonischer Substanz in den leuchtend roten Ball. Jeder der

›Priester‹ konnte einen geringen seelischen Substanzverlust verkraften. Er war in wenigen Tagen wieder aufgeholt. Aber jetzt kam es darauf an, diese Toten wieder mit neuem Leben zu erfüllen, mit dämonischem Leben. Gelang das – und daran zweifelten die Bestien nicht, dann mußte es immer wieder gelingen, so lange, bis sie ihr Ziel erreicht hatten: einen Planeten, der ihnen absolut Untertan war.

Sie hatten nicht die Absicht, die gesamte Menschheit auszurotten.

Das wäre nicht ökonomisch gewesen. Schließlich taugten sie hervorragend als Energiespender.

Und dann vereinigten sich die beiden Komponenten und durchsetzten sich – Vitalkraft und Bewußtsein. Sobald das geschehen war, erfolgte die Rückübertragung in die schlaffen Körper. Ruhe kehrte ein. Jede Bewegung erstarb. Die ›Priester‹ wandten ihre Köpfe.

Gleich mußte es sich zeigen, ob sie Erfolg gehabt hatten.

In einem der Gesichter zuckte es. Das Zucken wiederholte sich, breitete sich über den ganzen Körper aus. Schließlich erfaßte es auch die Augenlider. Sie öffneten sich und schlossen sich wieder, mehrere Male hintereinander.

Und dann kam der Moment, als die Lider obenblieben. Langsam, doch stetig, zeigte sich Leben in den Augen. Zuerst blickten sie noch stumpf, aber dieser Ausdruck verging schnell, sehr schnell sogar. Es war ungefähr so, als ob von vielen Schleiern einer nach dem anderen in rascher Folge zur Seite gezogen würde. Jeder davon machte eine weitere Bewußtseinsebene frei, so lange, bis der Prozeß endgültig abgeschlossen war – in den Körpern pulsierte wieder Leben, aber ein gänzlich anderes Leben als vorher.

Damona hatte alles mitverfolgt. Ihr eigener Körper war während des unerhörten Geschehens in eine Art Starre verfallen. Jede einzelne Fiber in ihr krümmte und wand sich bei dem Anblick, den selbst ein Gott kaum ertragen hätte.

Und dann erhielt sie auch die Antwort darauf, warum ihr Extrabewußtsein Alarm geschlagen hatte. Es war der Augenblick, als sich von der Kugel ein neuer Tentakel abschnellte – auf sie zu. Er war länger und dicker als die vorherigen. Und er traf mit unfehlbarer Genauigkeit, so schnell wie ein zuckender Blitz.

Bevor Damona reagieren konnte, hatte sie der Tentakel erfaßt und in mehreren Windungen umschlungen. Eine ungeheure Kraft steckte in ihm.

Damona keuchte laut auf. Sie fühlte sich wie in eisiges Wasser getaucht. Und die schreckliche Kälte verstärkte sich, begann damit, das Bewußtsein und damit ihr Leben aus dem Körper zu vertreiben.

Eine Lähmung packte sie, wie sie eine solche noch nie empfunden hatte. Ihre nachlassenden Augen sahen voller Entsetzen, daß sich die Kugel – sie war wieder schwarz – anschickte, erneut zu pumpen.

Wieder keuchte sie auf. Mit dem Rest ihres Willens befahl sie ihrem Extrabewußtsein, den Schirm, der anscheinend viel zu schwach war, zu verstärken. Es mußte sofort geschehen, in Sekunden war es bereits zu spät.

Einen langen Augenblick tat sich nichts. Die Kälte blieb, aber sie verstärkte sich nicht mehr. Und dann spürte Damona, daß etwas an ihr zog. Nicht an ihrem Körper, sondern an ihrer Psyche. Es war eine Macht, die unerbittlich zupackte, voller Brutalität, eine Macht, bar jeden Mitgefühls.

Doch dann ließ die Kälte nach, langsam nur, aber sie verging.

Gleichzeitig verminderte sich der Zug. Der Schleier wich vor Damonas Augen, Klarheit stellte sich ein.

Der Instinkt trieb sie, auch körperlich der Gefahr zu entfliehen.

Damona war klar, daß selbst ihre große Energiekapazität nicht ausreichte, um einen langen Widerstand zu ermöglichen.

Doch ihr Körper folgte ihrem Willen nur zögernd. Jeder Schritt zurück war wie ein Waten durch tiefen zähen Schlamm.

Auch bei ganz normalen Menschen gibt es Situationen, in denen das Leben buchstäblich an einem dünnen Faden hängt. Jede Sekunde kann dieser Faden reißen – das Skelettgesicht des Todes grinst einen an. In diesen Augenblicken können Kräfte frei werden, die man nie und nimmer in sich vermutet hätte. Irgendein Gedanke, das jäh auftauchende Bild eines geliebten Menschen oder auch ein sogenanntes Stoßgebet können diese inneren, seelischen Kräfte frei machen, ja, sie sogar in körperliche Kraft umsetzen. Und dann kann es passieren, daß man die Gefahr übersteht.

Damonas Situation war ähnlich. Trotz ihrer ungewöhnlichen Fähigkeiten war ihre Aussicht, der tödlichen Gefahr zu entkommen, mehr als gering. Als sie ihre Idee realisierte, die Thingstätte im Braehinnie Forst aufzusuchen, um die ›Taufzeremonie‹ zu beobachten, ahnte sie noch nicht, welche ungeheuren schwarzmagischen Kräfte sie herausforderte. Sie hätte die Entdeckung vermeiden können, wenn sie vor dem Ende des dämonischen Prozesses ihren Standort verlassen hätte. Aber sie blieb, um auch das schaurige Ende zu erleben.

Und dann passierte es! Unweit von ihr erwachten die Körper zu

neuem, satanischem Leben. Und zu diesem Leben gehörten wesentlich verfeinerte Sinne, als sie Menschen eigen sind. Auch Sinne übernatürlicher Art. Und diese letzteren waren es, die Damona orteten.

Auch die zwölf ›Priester‹ wußten in dem Moment, als sie ihre Konzentration nicht mehr ausschließlich auf die Beschwörung konzentrieren mußten, daß sich unweit von ihnen ein starker, weißmagischer Pol befand. Alles andere war für sie eine Kleinigkeit. Sie bündelten ihre magischen Kräfte und warfen sie wie ein Netz über den Gegner. Und als dieses Netz sich als zu schwach erwies, erhielten sie Hilfe von jenen Geschöpfen, die gerade ihrer Seelen beraubt worden waren. Sie setzte ein, als Damona sich verzweifelt bemühte zu fliehen. ›Menschen‹ drangen auf Damona ein. Diese Kreaturen hatten von einem Augenblick zum anderen ihre durch die Verwandlung bedingte Schwäche überwunden, strotzten förmlich von Kraft. Es mußte ihnen gelingen, Damona zu überwältigen.

Das also war der Augenblick der Entscheidung über Leben und Tod. Es war gleichzeitig der Augenblick einer jähen gewaltigen Kraftentfaltung, zu vergleichen etwa mit einer hochzuckenden Stichflamme.

Das Extrabewußtsein entnahm jeder Körperzelle alle vorhandene Energie und leitete sie blitzschnell in das parapsychische Zentrum.

Die Auswertung der Situation erfolgte ähnlich wie bei einem hochgezüchteten Computer – nur unendlich feiner und diffiziler: Das Ergebnis war kurz und präzise. Die Energien für den Schutzschirm mußten sofort abgezogen und einem anderen Zweck zugeführt Werden. Zusammen mit den nun aktivierten Reserveenergien gab es nur noch eine Möglichkeit, dem Verhängnis zu entrinnen: eine sofortige Teleportation!

Die Einleitung dazu war von quälender Langsamkeit. Die Verzögerung gegenüber einer normalen Körperversetzung betrug zwar nur Sekundenbruchteile, aber für Damona waren es Ewigkeiten. Die Gesichter der auf sie Einstürmenden waren bereits ganz nah. Sie sah vor Haß funkelnde Augen. Arme streckten sich nach ihr aus. Gleich war es vorbei mit ihr.

In diesem allerletzten Augenblick passierte es! Plötzlich war da, wo sich Damonas Körper befunden hatte, nur noch wallender Nebel. Die nach ihr greifenden Hände fuhren hindurch, fanden keinen Widerstand. Schreie abgrundtiefer Wut ertönten.

Die zwölf Priester standen da wie erstarrt. Für sie war das Entkommen der schon sicher geglaubten Beute unerklärlich, widersprach ihrer Logik. Sie hatten ungeheure Kräfte entfesselt – doch es war vergebens gewesen.

Corrie, der frühere Landstreicher und jetzige Anführer der Szylonen,

dachte nach, kühl und beherrscht. Das Überdenken der einzelnen Fakten war eine Sache von wenigen Minuten. Das Ergebnis des Denkvorgangs erbrachte keine bloße Hypothese, sondern Gewißheit. Der Gegner war kein Anfänger gewesen. Er war kein Lehrling, sondern ein Adept, ein Meister der höchsten Stufe. Nur diese beherrschten die Kunst der Teleportation. Sie waren nicht darauf gefaßt gewesen, eine solche Stufe bei einem Menschen anzutreffen.

Schwarze Wut stieg in Corrie hoch.

Er und die elf anderen hätten den ›Sprung‹ verhindern können, wenn sie über diese Fähigkeit des Gegners orientiert gewesen wären. Aber an eine solche Möglichkeit hatten sie nicht geglaubt. Die Bewohner dieses Planeten waren ihnen als geistig rückständige Wesen erschienen, unfähig, magische Praktiken zu beherrschen.

Die Erkenntnis, daß es sich anscheinend anders verhielt, Schmeckte den Szylonen nicht. Schmeckte deshalb nicht, weil Überheblichkeit diesen ›Unfall‹ verschuldet hatte.

Sein Blick fiel auf die ›Menschen‹, die den Felsen umsäumten. Es waren dieselben Menschen, die vor Stunden hoffnungsvoll nach hier kamen, überzeugt davon, durch die Taufe übermenschliche Fähigkeiten zu erwerben. Doch es waren nur äußerlich dieselben Menschen. Ihr alter ›Inhalt‹ existierte nicht mehr, war mittels dämonischer Gewalt davongewirbelt worden. Was jetzt in ihnen wohnte, konnte man zwar auch als Seelen bezeichnen, aber in einem zutiefst teuflischen Sinn.

Sie besaßen nicht die geistigen Kräfte ihrer ›Erzeuger‹, aber das war auch nicht beabsichtigt. Sie waren Diener, nichts weiter, äußerst nützliche Diener.

Die Wut in dem Szylonen verging. Diese Regung war unlogisch, erbrachte kein Resultat. Immerhin, Corrie wußte nun, *daß* ihnen *ein* Gegner erstanden war, der ernst genommen werden mußte. In seinen Augen funkelte es auf. Dieses Wissen bedeutete schon den Sieg.

Jetzt ging es darum, die magische Brücke zu bauen, das Tor für die Wesen zu öffnen, die ihre Brüder im Geiste waren. Welcher Gegner konnte ihnen dann widerstehen?

***

Vor der Entstofflichung hatte Damona den Ort memoriert, an dem sie ihren Wagen abgestellt hatte. Als sich das Dunkel um sie auflöste, ihre Wiederverkörperung abgeschlossen war, blickte sie auf die dunkle Silhouette des Fahrzeugs.

Damona brauchte einige Zeit, um sich von der ungeheueren geistigen Strapaze zu erholen. Sie fühlte sich schrecklich müde, innerlich wie ausgebrannt. Sie setzte sich in den Wagen und zündete sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an. Nach einigen tiefen Zügen fühlte

sie sich wohler. Allmählich konnte sie wieder denken.

Was war passiert? Es konnte keinen Zweifel an der Tatsache geben, daß sie nur um Haaresbreite am Untergang vorbeigeschrammt war. Aber wie war es dazu gekommen? Ihr psychischer Schutzschirm war aktiviert gewesen, und trotzdem…

Damonas Gedächtnis lief auf Hochtouren. Wie ein Film spulten sich die Erinnerungen in ihrem Gehirn ab. Sie erlebte zum zweitenmal die grausige Zeremonie. Das Entstehen des Kugelwesens – die auf ihre Opfer zuschnellenden Tentakel – das gräßliche Pumpen – den seelischen Tot der Menschen in dem weiten Rund der Thingstätte.

Und dann der jähe Angriff auf sie. Ein Schauder durchlief ihren Körper, als sie sich an den Zusammenbruch ihres Schutzschildes erinnerte. Titanische Energien waren es gewesen, die ihn zerbrochen hatten. Anschließend war die verderbliche Flut über ihr zusammengebrochen. Sie hatte das Gefühl des Versinkens in eine bodenlose dunkle Tiefe gespürt. Und dann war das Grauen übermächtig geworden. Es war der Augenblick, als eine brutale Gewalt nach ihrem seelischen Bewußtsein griff, um es aus dem Körper herauszureißen.

Ihr Entsetzen war so ungeheuer gewesen, daß vermutlich dadurch die letzten Energiereserven in ihr mobilisiert wurden. Und dann, im allerletzten Augenblick, der erfolgreiche Teleportersprung.

Damona zündete sich eine zweite Zigarette an. Im Augenblick war sie nicht imstande, weitere Überlegungen anzustellen. Jetzt brauchte sie Schlaf, viel Schlaf, denn nur durch ihn konnte sie die dringend notwendige geistige Regeneration finden. Aber wo schlafen? Konnte sie dieses Risiko eingehen? Für Damona stand es fest, daß Flannagan auch zu den schrecklichen Kreaturen gehörte, denen sie fast zum Opfer gefallen war. Als ihr Extrabewußtsein jedoch nicht reagierte, überwand Damona ihre Bedenken. So einfach würde sie es diesen Geschöpfen nicht noch einmal machen. Es gab eine verläßliche Möglichkeit, auch während des Schlafs einem plötzlichen, übermächtigen Angriff zu entrinnen. Sie brauchte ihrem Parabewußtsein nur den Befehl zu erteilen, beim ersten Anzeichen von Gefahr zu handeln, ihren Körper zu entstofflichen und sofort zu ›springen‹.

Dann würde es handeln, auch wenn sie schlief.

Damona überdachte diese Möglichkeit und versuchte, irgendeine Schwäche darin zu entdecken. Aber sie fand nichts, was sie hätte beunruhigen können.

Die Fahrt zurück nach Oydale dauerte nur wenige Minuten. Als der Wagen die Serpentinen hinunterfuhr, hätte man das Dorf im Tal liegen gesehen – wenn es Tag gewesen wäre. Aber jetzt, bei Nacht, zeigte sich nichts, was auf das kleinste Anzeichen von Leben hingedeutet

hätte. Nicht eine einzige Laterne brannte. Aus keinem Haus drang auch nur ein winziger Lichtschein. Die Decke der Dunkelheit lag wie ein schwarzes Leichentuch über der Ortschaft.

Damona empfand dieses Gefühl besonders stark, als die ersten Häuser von Oydale wie dunkle Schemen an ihr vorüberhuschten.

Sie schauderte zusammen. Bald würden die ›Menschen‹ wieder in ihre Häuser zurückkommen. Nur – es waren keine Menschen mehr, sondern dämonische Wesenheiten, die sich der Tarnkappe des menschlichen Aussehens bedienten.

Damona stellte den Wagen an der alten Stelle, vor dem Brunnen ab. Eigentlich hatte sie vorgehabt, einen anderen Parkplatz zu finden, aber jetzt war nicht die richtige Zeit dazu.

Auch im ›Old Waverley‹ war es dunkel. Als Damona darauf zurückging, schob sich gerade die im Abnehmen begriffene Scheibe des Mondes durch die Wolken. Der klobige Schattenriß des alten Hauses wirkte seltsam drohend. Damona spürte deutlich die Ausstrahlung des Übels, die ihre Quelle in Flannagan haben mußte.

Die Tür knarrte beim Aufschließen. Damona tastete suchend umher. Endlich fanden ihre Finger den alten Lichtschalter. Sie drehte an ihm. Eine schwache Lampe erwachte zum Leben und spendete ein trübes Licht. In dem schmalen Gang roch es nach Staub und Moder.

Noch nie hatte Damona die Ausdünstung einer starken dämonischen Potenz so stark gefühlt wie in diesem Augenblick.

Als sie die Tür zu ihrem Zimmer öffnen wollte, spürten die geistigen Sensoren ihres Parabewußtseins eine schwache, düstere Ausstrahlung. Damona lächelte spöttisch. Flannagan hatte eine Falle aufgestellt. Die ›Maus‹, die er fangen wollte, sollte sie sein. Doch sie wußte, wie diese Falle zu entschärfen war. Ihren Lippen entschlüpften Laute, die sich wie eine sinnlose Aneinanderreihung von Konsonanten und Vokalen anhörten. Aber diese Auffassung war grundfalsch. Magische Methoden gehorchen anderen Gesetzen als jene, die dem Verstand entspringen.

Als Damona die Formeln zu Ende gesprochen hatte, schrieb sie einige Zeichen in die Luft. Anschließend strich sie mit der anderen Hand mehrmals über die Türklinke.

Kaum war der letzte Strich getan, als ein wütendes Kreischen und Fauchen aus Damonas Zimmer drang. Diesen Geräuschen folgte ein Jammern, das allmählich zum Winseln wurde und schließlich ganz abebbte.

Damona wartete noch einen Augenblick, dann schloß sie die Tür auf und gab ihr einen kräftigen Stoß. Es krachte, als sie gegen die Innenwand flog. Und dann knipste sie das Licht an.

Nur für einen winzigen Augenblick sah Damona die verschwimmenden Konturen einer unmenschlichen, affenartigen Bestie. Glühende Augen sahen sie mit einem Ausdruck an, daß sie

erschauerte.

Aus dem geöffneten Maul ragten tödliche Hauer.

Doch dieser grausige Anblick war vorüber, kaum daß er richtig bewußt wurde. Nur der Ammoniakgeruch hatte sich noch nicht verflüchtigt. Damona riß das Fenster auf und ließ die kühle Nachtluft ins Zimmer strömen.

Für jeden anderen wäre die Falle tödlich gewesen. Die Bestie hätte ihr Opfer zerrissen und anschließend aufgefressen, daß nicht die geringste Spur übrig geblieben wäre.

Damona verschloß die Tür und ließ den Schlüssel innen stecken.

Dann sprach sie wieder eine Reihe magischer Formeln. Anschließend entnahm sie ihrer Reisetasche ein Stück Kreide und malte einen Kreis auf den fast schwarzen Bretterboden. Sein Durchmesser betrug ungefähr vier Fuß. In den Kreis schrieb sie verschiedene Zeichen. Wieder murmelte sie mit leiser Stimme vor sich hin. Dann stampfte sie, kurz und abgehackt, dreimal auf den Boden.

Damit war das Werk getan. Gewiß, auch hier gab es ein Gegenmittel, um die magische Handlung unwirksam zu machen. Aber der Aufwand, auch an Zeit, war so groß, daß Damona sich ohne Bedenken ins Bett legte. Außerdem würden die Sensoren ihres Extragehirns ihren Schlaf bewachen. Ertasteten sie das Sichnähern einer gefährlichen Situation, dann kam es sofort zum ›Sprung‹. Das war auch der Grund, daß Damona sich nicht entkleidete.

Doch sie konnte nicht gleich einschlafen. Immer wieder wälzte sie sich in dem unbequemen Bett herum, konnte einfach keine Ruhe finden. Erst das Morgengrauen beendete diese Qual. Ein bleierner Schlaf riß Damonas Bewußtsein in das Dunkel des Vergessens.

***

Erst zu Mittag wachte sie auf. Ausgeschlafen hatte sie noch nicht, aber dafür spürte sie das Gefühl der Schwäche nicht mehr. Das war ein Beweis dafür, daß ihr Parabewußtsein während ihres Schlafs nicht untätig gewesen war. Es hatte für neue Energie gesorgt und auch nicht vergessen, die durch den mörderischen Kampf verursachten Verkrampfungen in ihrem Metabolismus wieder zu entzerren.

Einen langen Augenblick saß Damona nachdenklich auf dem Bettrand. Ihr Handicap war, daß ihre Kapazität zur Energieaufnahme begrenzt war. Sicher, es war für menschliche Begriffe gigantisch.

Doch in der vergangenen Nacht hatte sich gezeigt, daß sie verloren war, wenn nur genügend starke Gegner sie bekämpften. Und um ein Haar wäre es ja geschehen!

Über dieses Problem hatte sich Damona noch keine Gedanken gemacht. Warum auch? Bis zu diesem Zeitpunkt war es nicht nötig gewesen. Doch, halt! Das stimmte nicht! Nur mit Hilfe ihrer eigenen

Energie hätte sie auch den Kampf gegen die Mönche des Schwarzen Kreises verloren. Sie gewann diese Auseinandersetzung nur deshalb, weil die Menschen einer schon lange vom Schutt der Zeit begrabenen Vergangenheit ihr jene Energie zur Verfügung gestellt hatten, die sie zur Überwindung des Zeitabgrundes brauchte.

Ein Strom von Gedanken floß in ihr Gehirn, als wäre es ein leeres Gefäß, in dem Wasser gießt. Wie sollte sie hier siegen können? Ihre Parafähigkeiten schön und gut – bei diesem Gegner taugten sie bestenfalls zur Verteidigung, wenn überhaupt!

Doch trotz dieser nicht gerade tröstlichen Erkenntnis verlor Damona ihren Mut nicht. Sie vertraute auf jenes kosmisches Gesetz, das nach Harmonie strebt und disharmonische Tendenzen wieder glättet – wie eine immer kleiner werdende Welle. Sie fühlte sich als Werkzeug dieser kosmischen Kraft, die alles durchdringt, sogar Unordnung schafft, wenn diese für den Aufbau notwendig ist.

Das helle Geläut der Turmuhr riß Damona aus ihren Betrachtungen. Die Uhr schlug zwölfmal – es war Mittag.

Damona sprang aus dem Bett. Sie ging zu dem angeschlagenen und nicht gerade sauberen Waschbecken und machte sich notdürftig frisch. Dann blickte sie in den fleckigen Spiegel. Er zeigte ihr ein Gesicht, aus dem die Übermüdung verschwunden war. Die Augen blickten wieder klar, hatten den Ausdruck der Mattigkeit verloren.

Die Reisetasche, es war mehr ein Koffer als eine Tasche, war bald gepackt. Damona ging anschließend zum Bett und beseitigte sorgfältig alle Spuren. Sie nahm die Haare, die auf dem Kopfkissen lagen und rollte sie behutsam zusammen. Anschließend versteckte sie ihre Funde in einem Papiertaschentuch. Sie würde es später der Wasserspülung einer Toilette anvertrauen.

Warum sie zu dieser Vorsichtsmaßnahme griff? Ganz einfach!

Haare, abgeschnittene Fingernägel sind ›Werkzeuge‹, wenn es um bestimmte magische Praktiken geht. Der scheußliche Analogiezauber des Voodoo bedient sich dieser ›Werkzeuge‹.

Als Damona die Treppe hinunterging, öffnete sich im Erdgeschoß die Tür zu den Privaträumen des Wirts. Es war Flannagan. Der Alte sagte nichts, blickte sie nur wortlos an. In seinen Augen glühte ein Ozean der Wut.

»Nun, haben Sie gut geschlafen?« fragte er höhnisch.

Damona nickte. »Ja, das habe ich«, antwortete sie mit harmloser Stimme. Obwohl es ihr schwerfiel, gelang ihr doch ein freundliches Lächeln.

»Bleiben Sie noch?« fragte der Alte mit barscher Stimme.

Damona blickt ihn nachdenklich an. Eine Idee war ihr gekommen.

Ja, sie würde es tun. Eine solche Gelegenheit bot sich nicht so leicht wieder.

Und dann schlug sie zu, schlug zu mit der ganzen Kraft ihres magischen Potentials, gebrauchte ihre Energie wie einen Hammer.

Flannagan taumelte unter der Wucht des geistigen Angriffs. In seinen Augen glaubte Damona einen Ausdruck ungläubiger Überraschung zu erkennen.

Sie verstärkte ihren Angriff, soweit das überhaupt noch möglich war. Ihre geistigen Finger griffen nach dem Schädel der dämonischen Kreatur, wollten in ihn eindringen, hinein bis ins Gehirn.

Doch noch war Flannagan nicht geschlagen. Er wehrte sich. Und seine Waffen waren nicht gering. Auch Damona mußte dies erkennen, als sich ein Reifen um ihren Kopf bildete, der von Sekunde zu Sekunde immer enger wurde. Schon hatte sie das Gefühl, in einer Schraubzwinge zu stecken.

Ihre Sensoren zogen weitere Energie aus dem Psychoraum ab und stellten sie Damona zur Verfügung. Sie bündelte diese Kräfte und schlug damit auf das dämonische Wesen ein. Und diese Prozedur wiederholte sich immer schneller.

Flannagan keuchte, aus seinen Mundwinkeln rann Schaum und seine Augen begannen sich zu verdrehen. Die Arme fuhren durch die Luft als suchten sie einen Halt. Aus dem Mund drang ein rasselndes Geräusch.

Und wieder schwang Damona ihr geistiges Schwert und hieb damit zu. Erbarmen war hier fehl am Platz. Vor ihr stand – oder wand – sich ein Wesen, das nur äußerlich einem Menschen glich, innerlich aber so verschieden von ihm war, wie sich Eis und Feuer voneinander unterscheiden.

Flannagans Gesicht hatte den letzten menschlichen Ausdruck verloren. Damona blickte in eine unmenschliche Fratze. Als ob diese Kreatur vor ihrem Tod gezwungen sei, ihr wahres Gesicht zu zeigen, dachte sie.

Der Fall ließ den Fußboden zittern. Flannagan wälzte sich kurz hin und her, während konvulsivische Zuckungen seinen Körper überliefen, dann, von einem Augenblick zum anderen, erstarrte der Körper.

Doch damit war der Prozeß nicht abgeschlossen. Dämonisierte Körper zerfallen nach ihrem Tod nicht wie menschliche Leiber. Für erstere gelten andere Gesetze. So auch bei Flannagan, der in Wirklichkeit gar nicht mehr Flannagan gewesen war.

Die Haut verfärbte sich, wurde dunkel, dann schwarz. Die Augen sanken tief in ihre Höhlen. Das Fleisch des Gesichts zerfiel, wurde zu einer amorphen Masse, die schnell verdampfte. Schon zeigten sich Knochen.

Der Rumpf machte denselben schauerlichen Prozeß durch. Der Brustkorb sank zusammen, der Körper zerschmolz förmlich.

Damona hatte bereits Ähnliches gesehen während der Zeit, die sie im

Kampf gegen dämonische Intelligenzen verbrachte. Aber noch nie war der Anblick so scheußlich gewesen.

Doch sie blieb stehen, ging nicht fort. Sie hatte schon erlebt, daß sich ein solcher Prozeß wieder umkehrte. Hier sollte das nicht passieren.

Nur wenige Minuten später war alles vorbei. Von Flannagan war buchstäblich nichts mehr übriggeblieben. Selbst die Knochen hatten sich aufgelöst, waren ›verdampft‹. Doch eine, wenn auch kaum merkbare Spur war noch vorhanden. Es war so etwas wie ein Körperabdruck, der die Konturen zeigte. Damona blickte auf den Holzboden. Tatsächlich, wenn man genau hinschaute, sah man den Abdruck. Er löste sich nicht auf, blieb bestehen, als wollte er darauf hinweisen, daß der Kampf erst angefangen habe.

Damona zuckte die Achseln. Damit war ihr kein Schrecken einzujagen. Sie kannte die Schwere ihrer Aufgabe.

***

Der Wecker läutete. Sein schepperndes Schrillen drang an das Trommelfeld des Schläfers. Die Nerven des Innenohrs registrierten das Geräusch und leiteten es an das Hörzentrum des Gehirns weiter.

Larry Mclntire wälzte sich von einer Seite auf die andere und stöhnte unwillig auf. Doch das Läuten hörte nicht auf, war wie ein Bohrer, der sich seinen Weg zum Bewußtsein des Jungen bahnte.

Eine Hand fuhr durch die Luft, wollte den unbequemen Mahner abstellen. Doch der Wecker stand auf der Fensterbank, dem Zugriff der Hand entzogen.

Larry setze sich auf. Seine Hand tastete nach dem Schalter der Nachttischlampe. Er knipste sie an. Dann stand der Junge auf. Sein Kopf schmerzte, Larry fühlte sich matt und zerschlagen. Seine Glieder waren wie Blei. Noch nie hatte er sich so schlecht gefühlt wie an diesem Morgen.

Er ging zum Fenster und stellte den Wecker ab. Sehnsüchtig schielte er auf das Bett. Ob er sich noch mal hinlegen sollte? Einen Augenblick schwankte der Junge, doch dann wies er die Versuchung von sich. Es war schon sieben Uhr. In genau einer Stunde begann die Schule.

Eine Viertelstunde später ging er in die ärmlich eingerichtete Küche, Eigenartig, Mutter hatte ihm nicht das Frühstück gerichtet. Das war noch nie vorgekommen. Ob sie krank war? Doch dann erinnerte er sich an ihre geheimnisvollen Worte von gestern abend.

»Wenn du morgen aufwachst«, hatte sie gesagt, »dann wird für uns alle ein neues Leben beginnen.« Ihre Augen hatten dabei einen seltsam entrückten Ausdruck angenommen.

Seinen Vater hatte er die letzten Tage überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Und Larry war sogar froh darüber gewesen. Er konnte es sich selbst nicht richtig erklären, aber er hatte Angst. Und die Angst

war nach seiner überraschenden Entdeckung in der Höhle noch gewachsen. Er hatte nichts davon erzählt, obwohl er kurz daran gedacht hatte, es zu tun.

Doch da öffnete sich die Tür. Es war Larrys Mutter.

Er lief auf sie zu, um sie zu umhalsen und zu küssen. Zwischen ihm und seiner Mutter herrschte bei aller Strenge ein sehr inniges Verhältnis.

Doch ehe Larry sie erreicht hatte, blieb er wie angewurzelt stehen.

Ihm war plötzlich, als würde er in Eiswasser getaucht. Eine Gänsehaut rieselte über seinen Rücken und sein Inneres verkrampfte sich.

»Mutter«, flüsterte er angstvoll. »Mutter, was ist mit dir?«

Ihre Augen blickten ihn an. Es waren die Augen seiner Mutter, und es waren ganz und gar nicht ihre Augen. Eine erschreckende Kälte lag in ihrem Blick. Sie stand reglos da und musterte Larry.

Der Junge schluckte. Ein Gefühl des Entsetzens erfaßte ihn plötzlich – und das einer grenzenlosen Einsamkeit und Verlassenheit.

»Mutter, was hast du? Bist du krank?« Larry schluckte. Ohne daß es ihm bewußt wurde, machte er einige Schritte zurück.

Ein häßliches Lachen löste sich von den Lippen der Frau. Ihre Augen wurden gierig.

»Komm her!« rief sie befehlend. Sie kam auf Larry zu.

Mit jenem sensiblen Spürsinn, den Kindern viel mehr eigen ist als Erwachsenen, fühlte Larry, daß diese Frau vor ihm zwar seiner Mutter glich, es aber unmöglich sein konnte. Das Weib vor ihm war unsagbar böse. Er wandte sich um und wollte weglaufen.

Doch es gelang ihm nicht. Er stolperte über einen Stuhl und stürzte.

Ein leises, gerade deswegen um so grausameres Lachen durchschnitt die Stille. Larry lag am Boden, wie ein Tier, das sich nicht bewegen kann und den Jäger nahen sieht.

»Mutter«, flüsterte er. »O Mutter, warum hilfst du mir nicht?« Er fing an zu weinen.

Doch die dämonische Bestie vor ihm störte sich nicht an dem Jammern des Kindes. Im Gegenteil, sie genoß dieses Leid. Dämonische Wesen kennen kein Mitgefühl.

Und dann stand sie dicht vor Larry. Ihre schrecklichen Augen glitten über seinen Körper. Kein Zweifel, er würde eine hübsche Beute abgeben. Die Energiezufuhr mußte beachtlich sein, denn der junge Körper war bis zum Rand angefüllt mit Vitalkraft.

»Schau mir in die Augen!« befahl sie herrisch.

Der Junge fühlte es, wenn er diesem Befehl nachkam war er verloren. Er wußte nicht, warum das so war, aber er war zutiefst davon überzeugt. Diese Frau hatte Schreckliches mit ihm vor.

Doch wie sehr sich Larry auch anstrengte, sein bißchen Wille war

viel zu schwach. Ohne daß er es verhindern konnte, hob sich sein Kopf. In seinen Augen schimmerten Tränen. »O Mutter, warum bist du nicht bei mir?« Er schluchzte.

Und dann, wie so oft in derartigen Augenblicken der Todesnot, huschte in Sekundenbruchteilen eine zusammenhängende Kette von Gedanken durch sein Gehirn. Larry war noch in den Kindergarten gegangen. Seine Mutter hatte ihm jeden Abend vor dem Einschlafen ein Märchen erzählt. Es waren Märchen aus Büchern und solche, die sich die fantasiebegabte Frau selber ausdachte. Und eines davon handelte von einem bösen Geist, der ein kleines Kind verschleppen wollte.

»Mammi«, hatte Larry da ängstlich gefragt und sich an die Mutter geschmiegt, »Mammi, wenn zu mir auch so ein böser Geist käme und mich fortnehmen wollte, würdest du mir dann helfen?«

Sie hatte gelacht und ihren Sohn fest an sich gedrückt. Und dann hatte sie ihn angeblickt. Noch lange Zeit danach erinnerte sich Larry an den seltsamen Glanz in ihren Augen und an ihre Worte.

»Ich würde mich ihm entgegenwerfen und dich verteidigen – selbst im Tode würde ich dir beistehen!«

Das waren ihre Worte gewesen. Und jetzt, in einem Augenblick, in dem Larry – er fühlte es – dicht vor der Pforte des Todes stand, jetzt erinnerte er sich an die Worte seiner Mutter.

Als ob diese Erinnerung eine Auslöserfunktion besessen hätte –Larry schrie auf, laut und gellend, rief mit aller Kraft seiner jungen Stimme nach seiner Mutter.

Die Bestie vor ihm lachte höhnisch. »Du kannst schreien soviel du willst. Niemand kann dir helfen. Alle sind jetzt so wie ich! Nur du und die anderen Kinder sind noch menschlich.« Ein ungeduldiger Zug erschien in dem Gesicht. »Doch jetzt Schluß mit dem unnützen Gerede. Bringen wir es hinter uns! Ich habe nicht viel Zeit. Los, steh auf!«

Larry blickte mit vor Angst irren Augen in das grausame Gesicht.

Er wehrte sich dagegen, dem Befehl zu folgen, doch er vermochte es nicht. Seine Muskeln und Nerven gehorchten ihm nicht mehr.

Schwankend erhob er sich.

Und dann sah Larry voller Fassungslosigkeit und Grauen, daß das Geschöpf vor ihm, das den Körper seiner Mutter besaß und doch nicht seine Mutter war, mit den Händen durch die Luft fuhr und dabei unverständliche Worte sprach. Es wurde Larry plötzlich kalt, so kalt, daß ihm langsam die Besinnung schwand.

Schon begannen die Konturen des Dämons zu verschwimmen, schon stieg in Larry das Gefühl des Sichergebens in ein unabwendbares Schicksal hoch, als es passierte.

Es geschah in dem Augenblick, als die dämonische Kreatur ihren

Zauber abschließen wollte. Ihre Hände sanken bereits herunter. In den glühenden Augen verstärkte sich die Gier, wurde zu einer sengenden Flamme.

Plötzlich war etwas anderes da! Eine ätherische Gestalt. Larry erblickte sie zuerst. Das geisterhafte Wesen war das Abbild seiner Mutter. Er sah ihre wie Elfenbein schimmernde Gestalt, er sah das Feuer des Zorns in ihren Augen glühen, und er sah ihre bebende Brust.

»Mutter!« rief Larry mit gellender Stimme. »Mutter, hilf mir!« Er streckte ihr die Arme entgegen.

Das Geistwesen warf dem Kind einen Blick zu, voller inbrünstiger Liebe und voller Beruhigung. Dann ›sprang‹ es, sprang so, daß es sich zwischen dem Knaben und dem Dämon befand.

Ein überraschter Ausdruck erschien in dem Gesicht der Kreatur.

Sie wich zurück. Etwas Weißes, unendlich Gleißendes zuckte auf das Geschöpf zu, dessen leibliche Hülle noch vor einem Tag dem Geistwesen als Gehäuse gedient hatte.

Ein tierischer Aufschrei löste sich aus dem schmerzverzerrten Mund. Der Dämon stürzte zu Boden.

Und dann hörte Larry seine Mutter sprechen. Er hörte sie nicht mit seinen körperlichen, sondern nur mit seinen geistigen Ohren.

»Gehe! Sofort! Fliehe, mehr kann ich nicht tun!« Die ähterische Gestalt begann zu verschwimmen.

»O nein, Mutter, gehe nicht fort!« schrie das Kind. Es sprang hoch und eilte zu der nebelhaften Gestalt.

Noch einmal wurden die Konturen schärfer. Noch einmal blickten die Augen voller Liebe und Güte. Larry fühlte etwas unendlich Sanftes über sein Gesicht streicheln. Und noch einmal ›hörte‹ er die Stimme seiner Mutter.

»Beeile dich, mein Junge! Die Bestie kommt bereits wieder zu sich. Ich kann sie nicht töten, dazu reichen meine Kräfte nicht! Gehe, die erste Frau, die dir begegnet, wird dir helfen!« Ein lodernder Blick senkte sich in Larrys Augen, dann verschwand die ätherische Gestalt wie weggewischt.

Larry stand da wie betäubt. Er kam erst wieder zu sich, als das am Boden liegende Ungeheuer sich wieder zu regen begann. Würgende Angst schoß in dem Jungen hoch. Mit einem erstickten Aufschrei rannte er aus der Küche und verließ wie von Furien gehetzt den Ort des unheimlichen Geschehens.

***

Genau in diesem Moment verließ auch Damona ihre Herberge. Sie hatte den Entschluß gefaßt, sich in ihren Wagen zu setzen und schnell zu verschwinden. Damona wollte nicht flüchten, aber sie gehorchte der Stimme der Vernunft und dem Rat ihres Extrabewußtseins. Ein

weiteres Verbleiben war sinnlos, brachte nichts ein. Oydale war durch und durch dämonisiert. Die Mächte, die ihr gegenüberstanden, waren ihr – wenigstens zu dieser Stunde – weit überlegen.

Sie mußte sich an einen geschützten Ort zurückziehen, an dem sie in Ruhe ihr weiteres Vorgehen überdenken konnte.

Das Wetter war unfreundlich. Es nieselte. Ab und zu peitschte ein böiger Wind das Laub der Bäume auf dem Marktplatz.

Es war wie gestern, nirgends eine Spur von Leben. Die Häuser wirkten wie steinerne Gräber. Trotzdem hatte Damona das unangenehme Gefühl, beobachtet zu werden. Sie schauderte, als sich eine Woge des Hasses und satanischer Wut über sie ergoß. Eigentlich war es verwunderlich, daß man sie gehen lassen wollte ohne sich an ihr gerächt zu haben.

Etwas zupfte an ihrem Ärmel. Damona wirbelte herum, gefaßt auf irgendeine Teufelei. Was sie sah, ließ sie diesen Gedanken schnell vergessen.

Ein verweintes Gesicht sah zu ihr hoch. Die dunkelblauen Augen darin waren vor Kummer blicklos und trübe.

Die Sensoren des Parabewußtseins senkten sich tief in die junge Menschenseele – und fanden nichts Dämonisches, nur fassungsloses Leid.

»Was ist mit dir?« fragte Damona und strich dem Kleinen über den Kopf.

Doch sie erhielt keine Antwort. Der Junge bewegte seinen Mund, brachte aber keinen Ton heraus. Und dann drängte er sich an Damona heran, umschlang sie mit seinen dünnen Armen und schluchzte wild auf. Der kleine, schmächtige Körper zuckte, und das fassungslose Schluchzen wollte nicht aufhören.

Damona konnte sich ungefähr denken, was mit dem Jungen los war. Seine Eltern waren von der Taufe zurückgekehrt und ihm natürlich völlig verändert erschienen. Wer weiß, vielleicht hatten sie sogar versucht, den Jungen… Damona verdrängte diesen Gedanken.

Unmöglich, daß sie ihn seinem Schicksal überlassen konnte. Die Bestien würden ihn bald ›vereinnahmt‹ haben. Es gab keine andere Möglichkeit – der Kleine mußte fort.

»Soll ich dich mitnehmen?« fragte sie mit sanfter Stimme und bückte sich.

Der Junge nickte krampfhaft. Ein kaum hörbares »Ja« entschlüpfte den zitternden Lippen.

Damona überlegte einen Augenblick. Der Kleine hatte nichts bei sich, nichts zum Anziehen und nichts, was ihn ausweisen konnte.

Einen Augenblick dachte sie daran, zusammen mit ihm in seine Wohnung zu gehen. Doch fast in derselben Sekunde wies sie diese Idee wieder weit von sich. Das hätte eine erneute und wahrscheinlich viel

größere Gefahr nicht nur für den Jungen, sondern auch für sie selbst bedeutet. Nein, es half nichts, sie würde ihn so wie er war mit nach Edinburgh nehmen und bei Freunden unterbringen.

Sie öffnete den Wagen und machte die Tür weit auf. Dann lächelte sie den Jungen an. »Komm, steig ein! Wir fahren nach Edinburgh.«

***

Flannagans Tod – er war einer der dreizehn Szylonen – war nicht unbemerkt geblieben. Zwischen ihnen bestand eine derartig enge geistige Verzahnung, daß der körperliche Tod eines von ihnen eine Art Schockwirkung auf die anderen ausübte. Die dämonischgeistige Potenz Flannagans war für die übrigen verloren. Sie konnte nicht zurückkehren und sich einen neuen Körper suchen, wie sie es in jener Nachtgetan hatte, als ihr in einen winzigen Meteoritensplitter eingebetteter geistiger Inhalt buchstäblich vom Himmel auf die Erde fiel. Dazu hätte es vorher bestimmter schwarzmagischer Rituale bedurft, die jetzt nicht mehr nachgeholt werden konnten.

Wer die zwölf Männer jetzt gesehen hätte, wäre nie auf den Gedanken gekommen, diese völlig normal aussehenden menschlichen Körper wurden von dämonischen Geistigkeiten gelenkt. Wenigstens nicht auf den ersten Blick. Sie hatten sich dort versammelt, wo sich Bürger einer Gemeinde oft einfinden: im Beratungszimmer des Bürgermeisteramtes. Der Raum – es war nicht mehr als ein größeres Zimmer – war mit uraltem Mobilar vollgestopft. Auf den wackligen Stühlen hatten sicher schon vor vielen Generationen Bürger von Oydale Platz genommen, und der lange, klobige Eichentisch war bestimmt schon von vielen wütenden Männern mit den Fäusten traktiert worden.

Corrie, der ehemalige Landstreicher und Saufbold, saß am Kopf des Tisches, hatte gewissermaßen den Vorsitz. Er war es auch, der die ›Sitzung‹ eröffnete. Er tat es nicht mit den üblichen Begrüßungsfloskeln – das war nicht die Art dieser Geschöpfe – sondern sprang förmlich in das Thema hinein.

»Sie hat einen Szylonen getötet – das verlangt nach der härtesten Strafe die wir kennen.« Corries Augen schweiften über die Gesichter der elf anderen. Sie sahen ausdruckslos aus, nur in ihren Augen war Leben zu erkennen – finsteres, dämonisches Leben.

»Doch der Zeitpunkt der Hinrichtung darf unseren Plan nicht gefährden«, fuhr Corrie fort. Seine Stimme klang leidenschaftslos, so, als würde er über Nebensächlichkeiten plaudern.

»Ich schlage vor, unverzüglich alle Vorbereitungen zum Bau der Magischen Brücke einzuleiten. Meine Berechnungen haben ergeben, daß wir heute in drei Tagen die günstigste magische Konstellation haben.« In den Augen des Szylonen glühte es grell auf. »Wenn die

Brücke steht, dann gibt es kein Risiko mehr für uns. Dann wird es sehr einfach sein, alle feindlichen Kräfte mit einem Schlag zu vernichten.« Er schwieg einen Augenblick. Als er weitersprach, war aus seiner Stimme die Gleichgültigkeit verschwunden. Sie klang voller und gewichtiger – und befehlend.

»Die Diener werden in Blocks von je fünfundzwanzig Personen eingeteilt. Jeder von euch hat dann die gleiche Anzahl. Die Schulung hat sofort zu beginnen. Ihr wißt, wie sehr es darauf ankommt, daß sie uns geistig abstützen können, wenn wir das Tor öffnen. Ihr Wissen beschränkt sich bis jetzt nur auf die Kenntnis der niederen Magie. Darauf könnt ihr aufbauen. Euer Ziel muß sein, sie so weit zu bringen, daß ihr Konzentrationsvermögen eine wesentliche Vertiefung erfährt. Nur dann sind die Diener in der Lage, in sich jene Energiemengen freizumachen, die wir für die Öffnung des Tors benötigen.«

Einer der Männer meldete sich zu Wort. Es war Mclntire, nur seinem Körper nach der Vater Larrys. Das, was er vorbringen wollte, schien ihn sehr zu beschäftigen. Seine Augen funkelten, als er fragte:

»Ich habe es mir sorgfältig überlegt, aber ich finde keine einleuchtende Antwort. Warum eigentlich müssen wir das Tor öffnen und die Magische Brücke bauen? Bei genügender Vorsicht und präziser Planung können wir auf diesem Planeten alles erreichen, was wir uns vorgenommen haben. Wir brauchen keine Hilfe von unseren mächtigen Brüdern.« Seine Stimme, bei einem Szylonen ungewohnt, schwoll an und wurde sehr ernst.

»Habt ihr euch überlegt, welche Folgen sich für uns daraus ergeben können? Ist es unsinnig, den Verdacht zu hegen von diesen uns unendlich überlegenen Geistwesen selbst zu Dienern degradiert zu werden? Wer will denn diesen Planeten beherrschen? *Wir*, niemand anderes als wir! Niemand soll doch daran teilhaben.«

Mclntire schwieg für einige Sekunden. Doch man sah es ihm an, daß er noch nicht fertig war, anscheinend noch den Schlußstrich ziehen wollte.

»Deshalb schlage ich vor«, fuhr er fort. »uns zuerst der Beseitigung dieser Frau zu widmen. Ich habe Gelegenheit gehabt, die geistige Atmosphäre dieser Welt abzutasten und in sie einzudringen. Glaubt mir! Damona King stellt die einzige, wirkliche Gefahr für uns dar. Die winzigen magischen Pole, die sonst noch existieren, sind ein Nichts dagegen. Doch so stark sie auch ist, gegen unsere vereinte Kraft kommt sie – noch nicht! – an. Aber jeder Tag, der vergeht, bringt ihr einen Zuwachs an Energie und an Möglichkeiten, diese Energie einzusetzen. Wir dürfen nicht warten, wir müssen sie sofort, wenn möglich noch heute, packen!«

Die letzten Sätze hatte Mclntire mit einer Leidenschaft gesprochen, die dieser Rasse völlig unbekannt war. Erstaunte Blicke trafen ihn.

Corrie ergriff wieder das Wort. Er tat es auf die ihm eigenen Weise – ruhig, jedoch mit einem dahinterstehenden stählernen Willen.

»Dein Einwand entbehrt jeder Logik«, warf er Mclntire vor. »Unsere Brüder draußen können das ganze riesige Universum zum Schauplatz ihrer Spiele machen. Sie haben kein Interesse, uns auf der kleinen Erde in die Quere zu kommen. Und warum wir die Magische Brücke bauen sollen? Nun, diese Frage ist auch mittels einfacher Logik zu beantworten. Ihr wißt, daß eherne kosmische Gesetze diese Wesen daran hindern, bewohnte Welten zu betreten. Nur eine Ausnahme besteht: wenn sie gerufen werden! Doch das ist nicht so einfach, wie es sich auf den ersten Blick darstellt. Der Ruf muß eine ungeheuere geistige Potenz besitzen um die bestehende Schranke zu beseitigen. Diese magischen Energien sind nicht einfach zu beschaffen. Nur wir Szylonen können diese Aufgabe bewältigen. Doch unsere Brüder sind skeptisch. Deshalb wollen sie uns helfen, wollen uns ihre gigantischen Kräfte zur Verfügung stellen, um diesen uns feindlichen Pol zu vernichten. Bis jetzt sind alle früheren Versuche fehlgeschlagen – Damona King ist von Kampf zu Kampf stärker geworden. Jetzt wollen sich unsere Brüder selber einschalten – über die Magische Brücke.«

Corrie schwieg einen kurzen Augenblick, um seine Worte besser wirken zu lassen. Als er fortfuhr, sah er Mclntire scharf an.

»Haben dich meine Argumente überzeugt? Oder bist du immer noch der alten Ansicht?«

Mclntire dachte nur kurz nach. Dann sagte er: »Deine Argumente mögen stimmen. Aber du hast mir immer noch nicht die Frage beantwortet, warum du glaubst, daß wir es alleine nicht schaffen.«

In den Gesichtern der anderen Männer war nicht die geringste Reaktion zu erkennen. Sie hörten stumm zu – und werteten aus. Anschließend würden sie urteilen.

In Corries Augen blitzte nach Mclntires Worten ein grelles Licht auf. Doch seiner Stimme war kein Unmut anzumerken, als er der Aufforderung des anderen folgte.

»Ich bin genau wie du davon überzeugt, daß wir gemeinsam Damona gewachsen sind. Verstehe mich richtig! Ich bin davon überzeugt. Trotzdem bleibt ein Risiko bestehen. Gewiß, es ist nur ein sehr geringes Risiko. Ich weiß das, aber warum sollen wir überhaupt ein Risiko eingehen? Niemand von uns – auch nicht unsere Brüder auf den dämonischen Welten, wenn es solche geben sollte – vermag zu sagen, welche Kräfte dieses Weib mobilisieren kann, wenn der Augenblick der Entscheidung gekommen ist. Deshalb bin ich dafür, alle Hilfe in Anspruch zu nehmen, die wir bekommen können.«

»Wird die Magische Brücke und mit ihr – äh – die ›Hilfe‹ wieder verschwinden, wenn der weißmagische Pol beseitigt ist?« fragte Mclntire, immer noch voller Mißtrauen.

»Genau das wird der Fall sein«, entgegnete Corrie. »Dann hat sich der brennendste Wunsch unserer Brüder erfüllt. Ihre Aufgabe ist hier abgeschlossen.«

»Also gut, dann will ich mich fügen«, gab Mclntire nach. »Obwohl – meine Bedenken sind nicht vollständig ausgeräumt.«

In Corries Augen erschien wieder der grelle Blitz. Selbst er, der bisher nie die Beherrschung verloren hatte, war in dieser Sekunde nahe daran, dies zu tun. Was dachte sich diese Kreatur eigentlich?

Hätte Mclntire vielleicht die Absicht, seine Stelle einzunehmen? Allein ein solcher Gedanke bedeutete schon ein Sakrileg. Undenkbar bei Szylonen. Sie waren seit Äonen an das Denken in Hierarchien gewöhnt. Corrie konnte sich nicht an einen einzigen Fall von offener Widersetzlichkeit erinnern. War vielleicht denkbar, daß ihre neuen Körper Schwierigkeiten machten, die bis in die Bereiche des Geistes hineinreichten? Mußte erst eine Art von Anpassungsprozeß überwunden werden?

Corrie wußte es nicht. Selbst sein machtvoller Geist war – wenigstens noch im Augenblick – einer Deutung unfähig. Das neue ›Gehäuse‹ mußte einige Zeit sorgfältig beobachtet und hinsichtlich seiner Reaktionen geprüft werden, ehe eine Aussage gemacht werden konnte. Deshalb war es wohl besser, Mclntires Benehmen zu ignorieren, einfach zu übersehen.

Auch die anderen Männer stimmten für Corries Vorschlag. Damit war das Hauptproblem erledigt, die Marschroute lag fest. Jetzt waren nur noch die Einzelheiten zu besprechen. Bei der überragenden geistigen Potenz der Anwesenden war das eine Kleinigkeit. Als die Männer später den Beratungsraum verließen, war alles bis ins Kleinste programmiert. Nichts war dem Zufall überlassen worden.

Ihr Vorhaben glich einer mathematischen Gleichung, die keine Unbekannten mehr besaß – so dachten sie wenigstens.

***

Bevor Damona die Einfahrt zur Autobahn erreichte, die bei Inverness beginnt und über Perth nach Edingburgh führt, erblickte sie auf einem Parkplatz eine der großen, fahrbaren Sanitätsstationen. Schon seit Jahren hatten sie sich als vorzügliche Hilfe bei der ärztlichen Versorgung abgelegener Gebiete erwiesen.

Damona gehorchte einer von ihrem Extragehirn verursachten und gesteuerten Augenblickseingebung. Sie fuhr ihren Porsche ebenfalls auf den Parkplatz und stieg aus. Larry war fest eingeschlafen. Es war der Schlaf einer tiefen seelischen Erschöpfung.

Die drei Männer des Medizinalteams saßen auf einer Bank und machten eine Zigarettenpause. Vor jedem stand ein Becher dampfenden Kaffees. Es waren verhältnismäßig junge Männer. Keiner

von ihnen war über dreißig.

Und sie reagierten wie alle Männer – wenn es sich um richtige Männer handelt – beim Anblick einer außergewöhnlich schönen Frau. Sie richteten sich straff auf. Ihre Unterhaltung brach ab wie abgerissen, und ihre Augen hefteten sich gespannt auf die Näherkommende. Da alle drei recht annehmbar aussahen und das mit Sicherheit auch wußten, war jedem der jungen Männer ungefähr so zumute wie einem Bären bei Anblick eines lockenden Honigtopfes.

»Darf ich mich bei Ihnen erkundigen, welches Ziel Sie ansteuern?« fragte Damona höflich.

Die Ärzte sahen sich erstaunt an. Diese Frage hatten sie nicht erwartet.

»Wenn es nämlich zufälligerweise das Dorf Oydale sein sollte, dann hätte ich eine wichtige Nachricht für Sie«, setzte sie schnell hinzu, ehe einer der Gefragten antworten konnte.

Diesmal war die Verblüffung noch größer. Sie schien ihnen buchstäblich die Sprache verschlagen zu haben.

Damona lächelte. Sie wußte, wie es in den drei Männern aussah.

Endlich kam Antwort. Der Mann mit den weißblonden Haaren und dem kleinen, etwas kokett wirkenden Schnurrbart gab sie. Er sah die junge Frau aus runden Augen an.

»Tatsächlich, da wollen wir hin. Aber woher wissen Sie das?« In den graublauen Augen erschien ein mißtrauischer Ausdruck.

»Hat man Sie uns etwa nachgeschickt, um uns zu kontrollieren?«

»Unsinn!« widersprach Damona. »Ich komme gerade aus Oydale. Als ich Sie hier stehen sah, dachte ich, es könnte sein, daß Sie vielleicht dankbar wären, einige wertvolle Informationen zu erhalten.«

Die letzten Worte klangen ein wenig spitz.

»Aber sicher sind wir das«, sagte der Weißblonde hastig. »Was – äh – was für Informationen haben Sie denn?«

Damona hatte ihre Antwort bereits parat. Ihr Ziel war, die Männer gar nicht bis nach Oydale fahren zu lassen. Die dämonischen Bestien würden sie sonst genauso vereinnahmen, wie sie es mit den unglücklichen Einwohnern von Oydale bereits mit großem Erfolg getan hatten. Das Dorf mußte isoliert werden, so wie ein Seuchenherd isoliert werden muß. Natürlich durften sie nicht sofort zurückfahren, das würde auffallen.

»Es gibt keine Neuerkrankungen mehr«, sagte sie freundlich. »Die Seuche ist gestoppt. Sie brauchen gar nicht nach Oydale zu fahren.«

Die Männer grinsten. Wie sich das hübsche Girl das nur vorstellte?

Einfach umdrehen, weil irgendeine unbekannte Frau versicherte, daß in Oydale wieder alles in Ordnung sei? Das Herzchen schien ganz schön naiv zu sein. Ihr Chef würde sie für komplett verrückt halten, wenn sie dem Rat der Frau folgen.

Der Weißblonde sagte es Damona. Natürlich mit sehr höflichen Worten. Daß sie trotzdem hin müßten um sich persönlich von dem Absterben der Seuche zu überzeugen. »Überlegen Sie doch«, kam er zum Schluß seiner weitschweifigen Rede, »wir haben ein ganzes Labor dabei. Mit Mikroskop und so weiter. Damit wird es uns leichtfallen, die notwendigen Untersuchungen vorzunehmen.« Er sah Damona nachsichtig an.

Damona hatte Mühe, ihr Lachen zurückzuhalten. Diese Antwort hatte sie erwartet. Ihr Ratschlag hatte nur bezweckt, mit den Männern ins Gespräch zu kommen. Jetzt, da sie Bescheid wußte, war es einfach, ihren Willen durchzusetzen.

Der junge Arzt, der neben dem weißblonden Kollegen stand, traute seinen Augen nicht, als die Frau plötzlich einige seltsame Handbewegungen machte und dazu unverständliche Worte murmelte.

Das Weib schien verrückt zu sein.

Doch dann war auf einmal alles ganz anders. Die Frau sprach wieder zu ihnen. Und das, was sie sagte, war jetzt für die drei Männer der Gipfel der Wahrheit. Selbstverständlich mußten sie ihr gehorchen!

Wenige Minuten später war die fahrbare Medizinstation wieder unterwegs. Sie fuhr in Richtung Oydale – aber nur bis Lairg. Dann drehte sie wieder um und fuhr zurück nach Inverness. Diese Prozedur wiederholte sich bis in die Nacht hinein. Dann fuhren die Männer bis kurz vor Edinburgh durch und legten sich schlafen. Als sie am nächsten Morgen erwachten, hätte jeder von ihnen Stein und Bein geschworen, in Oydale gewesen zu sein. Selbstverständlich gab es dort keine Seuche mehr. Wenigstens hatten sie – davon waren sie felsenfest überzeugt – keine neuen Erreger gefunden. Von der Frau wußten sie nichts mehr.

Damona hatte also ihren Zweck erreicht. Die drei Ärzte waren nicht nach Oydale gefahren. Nur eines machte ihr Sorgen: die in dem Dorf verbliebenen Kinder. Larry hatte ihr alles erzählt. Damona hatte seine seelische Verkrampfung lösen können.

Das, was sie erfuhr, trug dazu bei, ihre innere Unruhe wesentlich zu verstärken. Ihr war klar, was mit der Magischen Brücke gemeint war, über die während der Zusammenkunft in der Felshöhle gesprochen worden war. Und Damona wußte auch, was mit ihr bezweckt werden sollte. Die nicht auf der Erde verkörperten dämonischen Intelligenzen suchten nach einer Möglichkeit, auf die Erde zu gelangen um selber den Kampf gegen sie aufzunehmen.

Damona hatte schon oft über diese Wesenheiten nachgedacht. Waren es wirklich nur reine Geistwesen oder lebten sie auf Welten, die einer anderen Dimension angehörte? Damona wußte es nicht. Selbst ihre Mutter hatte ihr auf diese Frage keine Auskunft geben können.

Damona hatte in den letzten Tagen mehrfach versucht, einen

geistigen Kontakt herzustellen. Aber dieser Versuch war jedesmal gescheitert. Sie wußte nicht, woran das lag, sie mußte sich eben gedulden.

Wieder dachte Damona an die Kinder in Oydale. Sie waren für die dämonischen Wesenheiten nichts anderes als eine Art Energievorrat.

Aber eine wirkliche Hilfe war im Augenblick nicht möglich. Selbst wenn Damona es vermocht hätte, die Polizei oder Militäreinheiten zu alarmieren, hätte den Kindern nicht geholfen werden können.

Die Polizei wäre nach Oydale gekommen – und hätte dort ein friedliches Gemeinwesen angetroffen: freundliche Leute und spielende Kinder. Nie würden die Beamten merken, daß alles nur gestellt war.

Wie sollten sie es auch merken? Wer hatte von diesen Herrschaften auch nur die blasseste Ahnung von den furchtbaren Auswirkungen Schwarzer Magie? Niemand!

Nein, diese Möglichkeit schied aus. Es führte kein Weg daran vorbei: Damona war gezwungen, schnell, sehr schnell einen Ausweg zu finden. Sie biß sich auf die Lippen. Im Augenblick sah sie keinen.

Sie blickte kurz auf die Seite. Larry schlief immer noch. Das Knabengesicht sah blaß und abgehärmt aus. Der Junge hatte ihr auch von der Hilfe durch seine Mutter erzählt. »Bitte, Tante, du mußt es mir glauben!« waren seine Schlußworte gewesen. In seinen Augen hatte die Angst gestanden, für einen Lügner gehalten zu werden.

Damona glaubte ihm. Sie war auch davon überzeugt, daß Larry keiner Sinnestäuschung zum Opfer gefallen war. Sie war überzeugt davon, daß solche Fälle möglich waren.

Am frühen Abend erreichte Damona Edinburgh. Sie würde Larry mit ins Hotel nehmen. Wahrscheinlich würde es die nächsten Tage bei dieser Regelung bleiben müssen. Der Junge hing wie eine Klette an ihr. Unmöglich, ihn in seiner jetzigen Verfassung zu verlassen.

Auch ihre besten Freunde waren für den kleinen Kerl zunächst nur Fremde, an die er sich gewöhnen mußte. Und diese erneute Umstellung war ihm im Augenblick nicht zuzumuten.

***

Auch die dämonischen Existenzen im Universum besitzen ein Zuhause. Dieses Zuhause gehört einer anderen Dimension an. Einer Dimension, in dem es keine Sonnen mehr gibt und in dem die Kälte herrscht. Dieser Raum besitzt auch Planeten. Aber auf ihnen ist Leben, echtes, blutdurchpulstes Leben nicht möglich. Es ist eine Dimension, in der Kälte, Dunkelheit und absolute Leblosigkeit miteinander verschmelzen, sich vermählen – und finsteres, dämonisches Leben gebären.

Dieser Prozeß währt schon seit Ewigkeiten und wird weitere Ewigkeiten andauern. Und immer wieder werden die dämonischen

Existenzen versuchen, aus diesem Raum auszubrechen und in das Universum überzuwechseln, in dem es Wärme und Leben gibt. Das Leben zieht sie an wie ein gewaltiger Magnet, denn nur mit seiner Hilfe können sie im Universum existieren, müssen nicht zurück in ihre eigene Dimension.

Dieser – ganz einfache – Grund bildet für sie den Motor ihrer Handlungen. Er genießt die höchste Priorität, alles andere hat sich ihm unterzuordnen. In einer Zeit, die nur nach vielen Jahrzehntausenden zu messen ist, hatten sie sich ein stolzes Imperium aufgebaut. Es gab kaum noch Welten, die nicht vom Bazillus schwarzmagischer Praktien befallen waren.

Und genau das war im Sinne der dämonischen Wesenheiten. Sie wollten das gesamte Universum erobern. Je größere Stücke sie sich davon einverleibten, um so gesicherter wurde ihr Aufenthalt in ihm.

Deshalb wachten sie darüber, daß ihnen niemand ein noch so winziges Stückchen von ihren Eroberungen streitig machte. Sicher, sie konnten erst dann eine fremde Welt ›betreten‹, wenn ihre Stellvertreter entsprechende Vorarbeit geleistet hatten. Aber dann griffen sie zu – eiskalt, unbarmherzig und voll grausamer Freude.

Doch vor einiger Zeit waren sie auf einen Gegner gestoßen, der die Aktivitäten ihrer Werkzeuge nicht nur behinderte, sondern diese Werkzeuge auch vernichtete. Zuerst hatten sie an einen Zufall geglaubt, der nicht lange vorhalten würde. Aber dieser Glaube hatte sich als grundfalsch erwiesen. Genau das Gegenteil war richtig. Die dämonischen Potenzen des Planeten Erde erfuhren eine Schlappe nach der anderen. Der Zeitpunkt für die Errichtung der Magischen Brücke schien sich in eine immer entferntere Zukunft zu verschieben.

In diesem Moment boten sich neue Werkzeuge an: die Szylonen!

Sie schienen aufgrund ihrer Fähigkeiten dazu prädestiniert, der immer stärker werdenden weißmagischen Potenz eine entscheidende Niederlage beizubringen.

Doch die dämonischen Intelligenzen hatten gelernt! Diesmal mußte es gelingen! Und deshalb wollten sie die Arbeit nicht allein den Szylonen überlassen. Diese Kreaturen hatten nur dafür zu sorgen, daß das Tor zu ihrer Dimension geöffnet wurde – alles andere war einfach.

Deshalb kam es zu einem zeitlich begrenzten Auszug dieser Wesen aus dem Einstein-Universum. Die Magische Brücke konnten sie nur von ihrer Dimension aus betreten. Nur von dort war ihnen der Übergang möglich.

Selbstverständlich wußten sie auch, wo sich auf ihrer Seite das Tor nach ›drüben‹ befand.

Und sie blieben nicht untätig. Die Energien, die sie bereitstellten waren derart ungeheuer, daß sie damit imstande gewesen wären, das psychische Leben einer ganzen Galaxis zu vernichten. Doch das war

diesen Bestien gleichgültig. Wenn eine solche Maßnahme ihren Zielen entgegenkam, dann war sie in ihren Augen auch gerechtfertigt.

Die Vorbereitungen waren bald abgeschlossen. Auch sie selbst hatten sich formiert. Der Augenblick war nicht mehr fern, in dem sie eine neue Welt in Besitz nehmen würden. Eine Welt, bis zum Bersten angefüllt mit warmem, bluterfülltem Leben wie selten eine. Die lange Zeit des Wartens war bald vorbei.

***

Damona hatte ihr Domizil wieder im feudalen ›Caledonian‹ aufgeschlagen. Der Portier hatte eine wenig verständnislos auf den kleinen, ärmlich angezogenen Larry geschaut.

»Gehört der Junge zu Ihnen?« fragte er ein wenig pikiert.

Trotz ihrer aussichtslos erscheinenden Situation mußte Damona lächeln. Portiers sind doch überall gleich, dachte sie. Zuerst schauen sie auf die Kleidung, dann erst auf den Menschen. Selbst der größte Lump wird von ihnen umschmeichelt – wenn er nur Geld hat. Nun ja, sie sind nur Angestellte, müssen die Weisungen, die sie bekommen, befolgen.

»Jawohl, er gehört zu mir«, antwortete sie bestimmt. »Bitte, er soll im Wohnzimmer meines Appartements schlafen. Lassen Sie ihm dort ein Bett aufstellen.«

Ein leichter Seufzer war zu hören. Larry hatte ihn ausgestoßen. Er blickte Damona an. In seinen blauen Kinderaugen lag eine tiefe Dankbarkeit.

Der Zerberus nickte devot. Dann öffnete sich sein Mund zu einem wahren Wortschwall.

»Selbstverständlich, gnädige Frau: Es wird alles zu Ihrer besten Zufriedenheit erledigt.« Er zögerte kurz. »Braucht der junge Herr vielleicht irgend etwas.«

Damona warf dem Portier einen anerkennenden Blick zu. An dieser Frage erkannte man die gute Schule und den Röntgenblick, der gerade in dieser Berufssparte so wichtig ist.

»Ausgezeichnet, ich hätte es fast vergessen. Besorgen Sie doch bitte noch einen Schlafanzug und eine Zahnbürste. Das wird bis morgen reichen. Dann gehen wir zusammen einkaufen.« Sie strich Larry sanft übers Haar.

Der Portier verbeugte sich. »Wird sofort erledigt. Ich weiß, wo ich beides noch bekommen kann.« Er warf einen taxierenden Blick auf Larry. Größe sechsunddreißig wird sicher reichen, dachte er.

Erst als der Lift mit den beiden neuen Gästen in eines der oberen Stockwerke entschwand, verlor sich die glatte, ausdruckslose Miene im Gesicht des Portiers. So ein Fall war ihm noch nicht untergekommen. Wer wohl der verdreckt aussehende Bub sein

mochte? Ganz sicher kein Verwandter von Miß King. Erst vorgestern hatte er sie in der Zeitung abgebildet gesehen. Sie war bei irgendeiner Einweihung gewesen. Nachdem, was er über sie gelesen hatte, mußte sie stinkreich sein.

Oben angekommen steckte Damona den Jungen zuerst in die Badewanne. Das war äußerst notwendig. Vom Baden schienen die Menschen im Hochland nicht sehr viel zu halten.

Der Portier erwies sich als zuverlässig. Larry saß noch in der Badewanne, als das Zimmermädchen den Schlafanzug und die Zahnbürste brachte. Wenige Minuten später war auch das provisorische Bett für den Kleinen aufgeschlagen.

Kurz darauf lag der Junge in den Federn. Als Damona sich über ihn beugte, um ihm einen Gutenachtkuß zu geben, kam plötzlich Leben in die blauen Augen. Die mageren Arme fuhren hoch und legten sich um Damonas Hals.

»Du bist so lieb – wie Mutti«, flüsterte er. »Bitte, bitte, laß mich bei dir bleiben! Schick mich nicht weg!«

Es gibt wohl kaum eine Frau, die über das Flehen eines Kindes gleichgültig hinweggeht. Auch das ordinärste Weib verfügt tief in ihrem Inneren über einen Bereich, in dem Zärtlichkeit und Mütterlichkeit wohnen. Dieser ›Raum‹ ist manchmal groß und weit, manchmal nur sehr winzig. Aber nie fehlt er!

Die Hilflosigkeit und der Jammer des Knaben hatten schon vorher einen tiefen Eindruck auf Damona gemacht. Dieser Eindruck wurde noch durch die plötzliche Liebesbezeigung des Jungen verstärkt.

Larry hatte seine Eltern verloren. Gewiß, das passiert vielen Kindern. Aber nicht so – nicht auf eine dermaßen grausige Art!

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte sie mit beruhigender Stimme. »Wirklich, du brauchst es nicht – ich bin immer für dich da.« Ohne daß Larry es merkte, machte sie über seinem Kopf eine kreisende Handbewegung. Dann ließ sie einen Strom ihrer psychischen Energie in ihn hineinfließen, einen Strom, der das Leid in der jungen Menschenseele wegschwemmte und wieder Licht in sie einziehen ließ. Larry seufzte tief auf.

»Ich bin so müde.« Seine Arme lösten sich von Damonas Hals und sanken auf die Bettdecke. Das Gesichtchen entspannte sich, und die Augen fielen zu.

Damona stand leise auf. Dann sah sie auf das schlafende Kind hinunter – und in ihr stieg ein Zorn hoch, der jeden Muskel ihres Körpers vibrieren ließ. Niemals durfte sie es zulassen, daß das Krebsgeschwür, das Oydale jetzt darstellte, weiter wuchs, sich weiter ausbreitete! Für sie gab es nur eine Aufgabe – das höllische Gezücht in jene finsteren Schlünde zu verjagen, in die es hineingehörte! Aufhören mußte es mit dem Leid, das die Ungeheuer bereits über die Menschen

gebracht hatten. Es mußte Schluß sein damit, daß sie menschliche Seelen aus ihren Körpern vertrieben und als neue Gehäuse benutzten! Sie mußte es schaffen – im Namen aller positiven Kräfte der Schöpfung!

Bevor Damona sich schlafen legte, traf sie noch einige Vorsichtsmaßnahmen. Sie wollte sich – und Larry – unliebsame Überraschungen ersparen. Natürlich gab es keinen absoluten Schutz. Aber sie konnte es angreifenden dämonischen Gewalten so schwer machen, daß sie lieber von ihrem Vorhaben abließen.

Auf Praktiken der sogenannten Niederen Magie brauchte sie nicht zurückzugreifen. Es genügte schon, daß sie ihren Anhänger, den Schmuckstein ihrer Mutter, vor der Tür auf den Boden legte. Die magischen Kräfte in ihm würden bereits ansprechen und sie alarmieren, bevor es zum eigentlichen Angriff kam. Schon oft hatte sich dieses Vermächtnis ihrer Mutter, die eine Zeitlang eine richtige Hexe gewesen war und sich später zur Weißen Magie bekehrte, als hochwichtiges Requisit erwiesen. Sicher würde es auch jetzt seine Wirkung nicht verfehlen.

Damona schlief sofort ein. Trotz ihrer überragenden magischen Fähigkeiten besaß sie einen ganz normalen menschlichen Körper.

Und dieser Körper verlangte gebieterisch danach, sich ausruhen zu können. Sicher wäre es Damona möglich gewesen, mit magischen Mitteln einen Ausgleich zu schaffen. Aber auf die Dauer war das zu gefährlich. Jedes Mittel, das im Übermaß genommen wird, kann sich in seiner Wirkung in das Gegenteil verkehren. Für medizinische Mittel gilt das ganz besonders. Noch mehr aber für den Bereich der Magie – auch wenn es sich dabei um Weiße Magie handelt. Sie darf nicht für ›gewöhnliche‹ Dinge mißbraucht werden. Tut man es trotzdem, dann rächt sie sich. Sie ist wie eine unendlich heilsame Mixtur, die nur in Tropfen verabreicht werden darf.

Wie gesagt, Damona schlief sofort ein. Ihr Bewußtsein versank langsam in immer dunklere Tiefen. Aber es waren nicht jene Dunkelheiten, die zutiefst lebensfeindlich sind, sie waren im Gegensatz dazu wie eine weiche, wärmende Decke, *in* die das Bewußtsein sich behaglich verkriechen kann.

In diesem Zustand schwindet das Zeitempfinden völlig. Man ist außer der Zeit, lebt nicht mehr in ihr. Und erst dieser Zustand schenkt dem Körper die dringend notwendige Regeneration.

Doch es war Damona nicht vergönnt, lange in diesem Kokon bleiben zu dürfen. Plötzlich griff etwas nach ihrer Sphäre, etwas Sanftes und trotzdem sehr Nachdrückliches.

Und diese Kraft ließ sich nicht beirren. In das Dunkel mischten sich die ersten Grautöne. Rote und gelbe Tupfer erschienen und dann – sah Damona sich über ihrem Körper schweben. Zwischen ihm und ihrer

geistigseelischen Daseinsform bestand eine Verbindung in Gestalt einer Art ›Nabelschnur‹. Sie war ebenfalls *von* ätherischer Substanz und gab ein silbriges Leuchten von sich.

Schon oft hatte sich Damona in diesem Zustand befunden. Aber noch nie war es geschehen, ohne daß sie dabei mitwirkte. Welche Kräfte mochten es sein, die jetzt nach ihr griffen und dafür sorgten, daß sich ihre Psyche vom Körper trennte.

Der Prozeß des Denkens ist in diesem Zustand nicht mit dem des körperlichen Denkens zu vergleichen. Im Vergleich zum ersteren ist es dumpf, schwerfällig und wie ein Blick durch dichten Nebel.

Der Zug wurde stärker. Damona fühlte sich wie ein Blatt, das *vom* Wind davongetragen wird. Aber dieses Gefühl war nicht unangenehm.

Und dann verwischte sich alles um sie. Jede Kontur verschwand.

Damonas geistigen Augen kam es vor, als ob ihr geistiges Selbst in rasender Geschwindigkeit über einen langen Flickenteppich gezogen würde.

Doch auch dieser Zustand änderte sich. Langsam kehrte wieder Ruhe ein. Und dann riß dieser Teppich plötzlich auf und Damona sah sich über einer Landschaft schweben, die ihr merkwürdig bekannt vorkam. Die ›Nabelschnur‹ existierte immer noch, war aber so dünn wie ein Haar geworden. Das silbrige Leuchten darin pulsierte wie der ruhige, kräftige Schlag eines Herzens.

Die Landschaft kam näher, flog förmlich auf sie zu. Es war – Oydale!

Doch die rätselhafte Kraft, die Damona in ihrer Gewalt hatte, war noch nicht an ihrem Ziel. Wieder – allerdings nur kurz – huschte die Landschaft unter ihr davon.

Und dann war der Ort erreicht, der Damonas Geistkörper als Ziel bestimmt war – sie schwebte über der Thingstätte.

Einige Zeit tat sich nichts. Der dichte Mischwald unter ihr legte sich wie eine schützende Umarmung um den Platz, der nach der Überlieferung schon vor dreitausend Jahren als Kultstätte gedient hatte.

Die Perspektive veränderte sich. Damonas geistige Augen blickten in die Richtung, wo Oydale lag.

Über dem Dorf hing etwas. Es sah aus wie eine dunkle Wolke.

Aber es war keine Wolke. Es war etwas vollkommen anderes, etwas Finsteres, unsäglich Unheilvolles.

Das dunkle Gebilde bewegte sich auch nicht, wie es Wolken sonst tun, wenn sie der Wind vor sich hertreibt. Es hing drohend über Oydale – wie ein riesiges Leichentuch.

Und dann, jäh, von einem Augenblick zum anderen, kam Bewegung in die Schwärze. Sie formierte sich, blitzschnell, wie unter einem mächtigen Willen. Das Gebilde zog sich auseinander, wurde lang und länger, nahm die Form eines riesigen Pfeils an, der seine Spitze auf die

Thingstätte gerichtet hielt. Wenigstens kam dies Damona so vor.
Der Pfeil zuckte los, wie von einer ungeheuren Sehne abgeschnellt.
Und er traf – traf genau den Mittelpunkt des annähernd kreisrunden Platzes – den eigenartigen Felsen, der im Volksmund ›Tisch der Riesen‹ genannt wurde.
Doch die Vision oder was es sonst auch immer sein mochte, war noch nicht zu Ende. Eigentlich begann sie erst jetzt!
Damona erschauerte bei dem Anblick. An der Stelle, an der der Pfeil getroffen hatte, öffnete sich die Erde. Ein grelles, rotes Leuchten wurde sichtbar. Es hatte die Form eines riesigen Portals. Kein Zweifel, die schwarze Substanz des Pfeils fraß sich in das rote Leuchten hinein. Und je mehr sie das tat, um so greller wurde das Licht und um so mehr festigten sich die Konturen des geheimnisvollen Tors.
Dieser Prozeß brach in dem Augenblick ab, als von der Schwärze nichts mehr existierte. Das Portal war jetzt in voller Klarheit zu erkennen. Nun sahen die geistigen Augen Damonas auch, daß es senkrecht stand, nicht in den Erdboden hineinführte.
Der Anblick war von einer derartigen Drohung, daß Damona von einem schier unerträglichen Schauder ergriffen wurde. Auch Geistkörper werden davon befallen. Sie sogar besonders stark.
Der Schauder mündete ein in fassungsloses Entsetzen, als sich das Portal öffnete und der rotwabernde Tunnel sichtbar wurde, der dahinter klaffte wie der Rachen eines archaischen Ungeheuers.
Und dann drangen sie aus dem Tunnel hervor, Gestalten, die einer irren Fantasie entsprungen sein mußten. Sie hatten nichts Menschliches an sich, nichts, was im großen Plan der Schöpfung Platz haben konnte. Es war ein schrecklicher Mischmasch aus allen möglichen grausigen Elementen. Drachenköpfe saßen auf Schlangenleibern und umgekehrt. Aber das waren noch die »annehmbarsten« Kreaturen unter ihnen. Die anderen Zerrbilder waren überhaupt nicht mehr zu definieren. Aber eines war ihnen allen gemeinsam: die Ausstrahlung einer ungeheueren, nicht mehr zu überbietenden Dämonie.
Und diese Wesen ergossen sich wie ein reißender, nicht enden wollender Strom aus der Öffnung, die den Zugang zur Hölle bedeuten mußte. Und je mehr es wurden, um so stärker und qualvoller empfand Damona den Dunst des Übels, der sie begleitete.
Das Bild wechselte. Damonas geistigseelische Daseinsform wurde hochgerissen. So hoch, daß sie nicht nur die Umrisse Schottlands, sondern die des gesamten europäischen Kontinents wahrnehmen konnte.
Der kleine, rötliche Punkt im Norden Schottlands, zuerst nur so groß wie ein Stecknadelkopf, begann zu wachsen. Schnell, immer schneller dehnte er sich aus. Er wurde zu einer riesigen, rotfarbenen Wolke, die

sich über das Land legte, immer mehr davon in Besitz nehmend.

Und dann drangen Laute an Damonas geistige Ohren. Laute, die aus der Wolke kamen. Es waren Laute des Entsetzens und des Grauens. Sie hörte das verzweifelte Weinen von Kindern und deren Müttern, die von den Bestien gejagt und gemordet wurden. Wie ein Meer brach das Jammern über Damona zusammen.

Auch das Bewußtsein geistiger Wesenheiten kennt eine Schwelle, die nicht überschritten werden darf, falls es nicht zusammenbrechen soll. Diese Schwelle war bei Damona erreicht. Die Qual, die sie beim Anblick des Furchtbaren empfand, drohte ihr Bewußtsein zu strangulieren.

Doch die Kraft, die Damonas geistige Lebensform nach hier geführt hatte, beabsichtigte nicht, ihr Schaden zuzufügen. Der ›Film‹ riß ab, Dunkelheit zeigte sich.

Und in dieser Dunkelheit zeigte sich jäh ein Antlitz. Es war von einer tiefblauen Aureole umgeben. Die dunklen Augen darin blickten ernst. Es war Vanessa, die Mutter Damonas. Auch sie hatte während ihres Lebens über starke parapsychische Gaben verfügt. Dazu kam eine große Kenntnis magischer Zusammenhänge und deren Interpretation. Im Laufe ihrer irdischen Existenz hatte sie sich von einer Schwarzen zu einer Weißen Hexe gewandelt. Nach ihrem durch Verbrecherhände herbeigeführten gewaltsamen Tod waren Mutter und Tochter oft in geistigen Kontakt getreten – so widersinnig das auch klingen mag. Und dabei war die Erklärung eines solchen Phänomens sehr einfach. Beide, Mutter und Tochter, besaßen außergewöhnlich starke parapsychische Fähigkeiten. Und gerade diese Fähigkeiten sind es ja, die vorhanden sein müssen, um den Zugang zur Geisterwelt zu ermöglichen. Sie sind es, die den grausigen ›Hüter der Schwelle‹ davon abhalten, den Vorsitzigen mit Wahnsinn zu schlagen.

Nach dem Ableben der Mutter war Damonas magische Potenz sprunghaft angestiegen. Mittlerweile hatte sie eine Stufe erklommen, die die ihrer Mutter weit überragte.

»Mutter«, flüsterte Damona. »Mutter, warum habe ich das Fürchterliche mitansehen müssen? O Mutter, es war zuviel!«

Die dunklen Augen in dem überirdischen Antlitz blickten noch ernster als vorher.

»Ich habe dafür gesorgt, daß du es sahst – ich und andere. Noch nie haben dämonische Wesenheiten so nachdrücklich Einlaß bei den Menschen begehrt wie sie es jetzt tun. Und noch nie stand die Entscheidung so auf des Messers Schneide wie jetzt im Augenblick. Aber beruhige dich, mein Kind! Was du sahst, war – noch – nicht die Wirklichkeit. Aber haargenau so wird sie in einer nahen Zukunft aussehen, wenn es nicht gelingt, den Bau der Magischen Brücke zu verhindern.«

In Damona hatte sich der Gefühlssturm wieder gelegt.
»Ich habe es versucht, mich mit ihnen zu messen. Sie sind – zusammen – stärker als ich es bin. Daß ich ihnen trotzdem entkommen konnte, ist mir immer noch unbegreiflich. Und jetzt haben sie noch ihre Diener…«
»Ich weiß«, unterbrach sie ihre Mutter. »Das Geschehen der letzten Tage und deine Rolle darin ist mir nicht fremd. Ich habe alles mitverfolgt.«
»Und hast du einen Ausweg gefunden – die Möglichkeit, den dämonischen Plan zu verhindern?«
Vanessa zögerte einen kurzen Augenblick mit ihrer Antwort.
Täuschte Damona sich? War diese kurze Schwingung, die sie gerade bei ihrer Mutter gefühlt hatte, eine Schwingung der Angst gewesen?
Noch nie hatte Damona eine solche Ausstrahlung bei ihr feststellen können. Doch dann kam die Antwort.
»Es gibt – vielleicht – eine Möglichkeit. Aber sie ist sehr schwer. Auch für dich sehr schwer.«
Es war wie so oft in der vergangenen Zeit. Die auf einer anderen Dimensionsebene ›lebende‹ Mutter besaß unvergleichlich bessere Möglichkeiten, ›Auswege‹ zu finden. Sie überschaute einen Dimensionsbereich, den Damona durch ihr Menschsein nicht erfassen konnte. Auch nicht mit ihren parapsychischen Kräften. Doch eines vermochte Vanessa nicht: die Energien einzusetzen und zu bändigen, wie es Damona vermochte. Deshalb mußte sich ihre Hilfe auf Ratschläge beschränken. Aber ohne diese Ratschläge wäre ihre Tochter schon oft verloren gewesen. So ergänzten sich diese beiden so grundverschiedenen Existenzformen.
»Was soll ich tun?« Damonas Frage war kurz. Doch in ihr schwang der heiße Wunsch, das aufkommende düstere Unheil von den Menschen abzuwenden, das dämonische Pack zu vernichten.
»Du bist zur Zeit der stärkste magische Pol auf der Erde«, antwortete Vanessa. »Nur du kannst es schaffen, den Weg in die Tiefe erfolgreich zu gehen und das uralte Geheimnis an dich zu bringen, das schon seit vielen tausend Jahren im Schoß des Ozeans ruht. Ich bange um dich, meine Tochter! Aber es bleibt mir keine Wahl. Ich werde dir berichten, was es mit diesen Wesenheiten auf sich hat, die vor kurzer Zeit die Erde betreten haben. Wesenheiten, die unendlich größeren geistigen Potenzen als Werkzeuge dienen.« Vanessa schwieg.
»Ein Geheimnis, das im Schoß des Ozeans ruht? Was soll das bedeuten?« Damona begriff nicht, was ihre Mutter mit diesen Worten sagen wollte.
»Dann höre genau zu! Es ist ein Geheimnis, so dunkel und so finster, daß du erbeben wirst, wenn du davon erfährst. Und es ist gut bewacht, noch heute, nach mehr als zehntausend Jahren nach dem

Untergang von Lemuria. Du mußt es an dich bringen. Nur mit seiner Hilfe kannst du es schaffen, die Mächte der Dunkelheit zu vertreiben und sie in eine Dimension zu schleudern, die sie lange nicht verlassen können.« Vanessa schwieg, doch sie gab sich keine Mühe, die Sorge in ihren Augen zu verbergen.

»Muß ich wieder in die Vergangenheit reisen?« fragte Damona.

Der Gedanke daran, sich erneut dem Strudel der Zeit überantworten zu müssen, verursachte ihr Unbehagen. Es wäre nicht das erste Mal.

Ihr letztes Abenteuer hatte sie in einen Zeitabgrund gestürzt, der hunderttausend Jahre umfaßte. Daß sie den Weg zurückfand war ein Wunder gewesen.

»Nein, das mußt du nicht. Die magische Reliquie liegt noch dort, wo sie schon während der großen Flut lag. Ich kann dich hinführen.«

»Aber wie soll ich dorthin gelangen? In diese gewaltige Tiefe? Der Wasserdruck…«

Vanessa unterbrach die zweifelnden Worte.

»Laß es dir erzählen und unterbrich mich nicht! Höre gut zu! Du darfst nichts von meinen Worten vergessen! Nicht die geringste Kleinigkeit!«

Und dann öffnete sich für Damona eine Welt, die sie lächelnd ins Reich der Fabel verwiesen hätte, wäre es nicht ihre Muttergewesen, die ihr von dem Aufstieg und von dem Untergang dieses gewaltigen Reiches berichtete. Es war ein Reich gewesen, dessen Bewohner eine unvorstellbare geistige Stufe erklommen hatten. Ihre magischen Kenntnisse waren derart ungeheuer, daß sie auf die Stufe von Halbgöttern gehoben wurden. Doch sie machten einen Fehler, der buchstäblich kosmisches Gewicht besaß, sie warfen den Göttern den Fehdehandschuh hin. Und das war ihr Verderben!

»Und dann kam der Augenblick«, erzählte Vanessa weiter, »daß das Meer ihrem Willen nicht mehr gehorchte. Es türmte sich auf, so hoch wie die höchsten Berge der Erde, und stürzte sich wie die Faust eines Titanen auf den lemurischen Kontinent. Nur der Kreis der höchsten Eingeweihten fand einen Ausweg. Eigentlich war es für sie kein Ausweg, sondern nur die Schaffung einer Möglichkeit, ihre geistige Existenz fortbestehen zu lassen – und zu warten! Und die Götter gaben ihnen diese Chance. Wieviel tausend Menschen es waren, kann ich dir nicht sagen. Sie vereinigten ihre geistige Energie und projizierten diese in einen Kristall. Dieser Kristall ist es, in dem die magische Kraft einer ganzen Rasse ruht. Besitzt du ihn, dann ist es leicht, den Bau der Magischen Brücke zu verhindern.«

»Und wenn es mir gelingen sollte«, unterbrach Damona ihre Mutter, »was geschieht dann mit dem Geistinhalt, der in der Kugel eingeschlossen ist?«

»Er wird frei, endlich frei – der Fluch ist von ihnen genommen.«

Vanessas Augen wurden dunkel vor Sorge. »Aber stelle es dir nicht zu leicht vor. Die Götter haben über die Kristallkugel ein Zeitfeld gelegt. Ich kann dir nicht sagen, wie es funktioniert. Aber ich weiß, daß es ungeheuer gefährlich ist. Wenn das Feld dich packt, kann dir niemand mehr helfen. Es wird dich in eine Zeit schleudern, in der die Erde noch ein glutflüssiger Ball war. In diesem Feuerorkan wirst du so schnell verlöschen wie eine Kerzenflamme, die von einem heftigen Windstoß getroffen wird. Das ist es, was mir Sorge bereitet. Ich kann dir den Weg in die Höhlen zeigen. Sie liegen tief unter dem Meeresboden. Doch dann bist du auf dich allein gestellt. Ich weiß nicht, wie man das Zeitfeld manipulieren muß, damit es seine Wirkung verliert, sich neutralisiert.«

Ein Schauder stieg in Damona hoch, als sie sich den Weg in die Tiefe vorstellte. Dort unten war das Licht gestorben. Dort unten herrschte eine Nacht, dunkler, als das Dunkel zwischen den Sternen.

Doch diese zagenden Gedanken gingen vorüber, kaum daß sie aufgetaucht waren. Ihre Mutter hatte gesagt, daß sie der stärkste auf der Welt existierende magische Pol sei. Damona war nie so vermessen gewesen, dies von sich anzunehmen. Sie wäre sich unsagbar hochmütig dabei vorgekommen.

Aber wenn es so war, wenn ihre Mutter mit dieser Behauptung recht hatte, dann mußte sich damit ein Sinn verbinden. Sie konnte ihre Fähigkeiten nicht aus einer bloßen Laune der Natur heraus verliehen bekommen haben. Alles im Kosmos hat seinen Zweck, gehorcht einem höheren Kausalzusammenhang – einem viel höheren, als ihn der menschliche Verstand begreifen kann.

Wie ein Lichtstrahl brach sich diese Erkenntnis in Damonas Bahn – und gab ihr Kraft und Zuversicht. Nein, sie brauchte sich nicht zu fürchten, auch nicht vor dem Block an Finsternis, der sie jetzt erwartete. Ein Gedanke kam ihr.

»Wann werden sie mit der Öffnung des magischen Tors beginnen?«

»Die beste Konstellation dazu ist in drei Tagen gegeben«, antwortete Vanessa. »In der Stunde, die dem Wirken der Geister vorbehalten ist.«

»Werde ich genügend Zeit haben?«

»Du hättest selbst dann noch genügend Zeit, wenn es nur noch wenige Sekunden bis dahin wären«, kam Vanessas rätselhafte Antwort.

Damona dachte nach, während die Augen ihrer Mutter sich tief und forschend in ihre Seele gruben. Teleportieren konnte sie nicht, wenigstens nicht sofort. Dazu brauchte sie eine ›Bezugsebene‹, die wie ein ›Leuchtfeuer‹ funktionieren mußte. Ins ›Blinde‹ hineinzuspringen war unmöglich. Sie fragte ihre Mutter.

»Ganz einfach«, kam sofort die Antwort. »Zuerst wird sich nur dein Geist nach dort begeben. Dann gewinnst du genügend Eindrücke, um einen davon, den wichtigsten, memorieren zu können, wenn du nach

der Rückkehr auch deinen Körper nach dort versetzen willst.«

»Und wann soll ich…?« Damona schwieg erwartungsvoll.

»Ich habe eine magische Messung vorgenommen«, gab Vanessa Auskunft. »Der beste Zeitpunkt ist in der kommenden Nacht. Lege dich schlafen. Ich werde deinen Geist wecken.« Sie lächelte zärtlich.

Ehe Damona sich dazu äußern konnte, zerfloß das Antlitz. Die Bläue darum verdunkelte sich, und Damonas geistige Wesensform fuhr als ein zeitloser Blitz ihren Körper zurück. Das Bewußtsein versank wieder in jene Tiefen, die Erholung und Vergessen schenken.

***

Als Damona erwachte, schien bereits die Morgensonne durch die hohen Fenster. Sie dehnte und rechte sich. Herrgott, war das ein wohltuender Schlaf gewesen. Sie fühlte sich frisch und ausgeruht.

Doch dann erinnerte sie sich an ihre nächtliche Geistreise. An das Grauen, das ihr die Vision gezeigt hatte – und das ›Gespräch‹ mit ihrer Mutter.

Die Erinnerung wurde so stark, daß Damona noch einmal die schrecklichen Bilder sah, die satanischen Bestien, die sich wie ein reißender Strom aus dem Tor ergossen.

Doch das Entsetzen glitt ab von ihr wie von einem Panzer. An Stelle dieses Gefühls wuchs ein anderes in ihr empor: fiebernde Erwartung und unbändige Kampfeslust. Damona hatte lernen müssen, daß Friedfertigkeit dann ihr Ende finden muß, wenn die Würde – die Würde der Seele – mit Füßen getreten wird. Geschieht das nicht, dann wird Friedfertigkeit zur Feigheit – auch wenn sie sich mit noch so hohlen Phrasen bemäntelt.

Alle Niedergeschlagenheit war verschwunden. Damona wußte, daß es eine Möglichkeit gab, ihr Ziel, die Vernichtung der dämonischen Wesenheiten, zu erreichen. Und das Wissen um diese Möglichkeit fachte ihre geistigen Energien an wie ein Windstoß, der aus der Glut die Flamme lockt und sie hoch in den Himmel schlagen läßt.

Auch bei ›normalen‹ Menschen gibt es diesen Höhepunkt der Gefühle, oft ausgelöst durch das Zusammentreffen mehrerer glücklicher Umstände, sehr selten dagegen bewirkt durch das Hochschäumen einer starken, überquellenden Freude, die rational nicht zu erklären ist.

Und diese letztere Freude war es, die sich in Damona ergoß, wie sich Wasser in ein leeres Gefäß ergießt. Ein wohltuendes Prickeln überlief dabei ihren Körper wie ein warmer, belebender Strom.

Eine schüchterne Kinderstimme unterbrach diesen hohen Augenblick.

»Tante, ich habe einen schrecklichen Hunger.« Die blauen Augen unter dem widerspenstigen roten Haarschopf bettelten. Larry stand neben Damonas Bett. Der etwas zu große Schlafanzug schlotterte um

den mageren Knabenkörper.
Damona lachte laut auf. Zu groß war der Unterschied zwischen dem geistigen Höhenflug und dieser Realität. Sie streckte die Arme aus und zog den Kopf des Buben zu sich herunter. Dann gab sie Larry einen herzhaften Kuß. Die Augen des Kleinen leuchteten.
»Wir werden gleich ein Riesenfrühstück zu uns nehmen«, versprach sie. »Du kannst soviel essen, bis dir der Magen platzt. Zufrieden?« Ohne daß Larry es merkte, tauchten ihre psychischen Sensoren tief in die Seele des Kindes. Was Damona ›sah‹, befriedigte sie.
Das mentale Beeinflussungsfeld, das sie in ihm errichtet hatte, tat seine Schuldigkeit. Es hinderte Gefühle wie Leid und Kummer daran, sich an die Oberfläche des Bewußtseins zu begeben. Larry wußte zwar, daß in Oydale etwas Schlimmes passiert war. Er hatte auch nicht den schrecklichen Augenblick vergessen, als der Tod nach ihm griff. Aber diese Eindrücke hatten ihre scharfen Umrisse verloren, besaßen irgendwie Traumcharakter. Das Geistige in ihm war vollkommen gelöst, war nicht mehr verkrampft.
Als sie beide später ein opulentes Frühstück genossen, griff Larry herzhaft zu. Er benahm sich wie jeder andere Junge, der einen mächtigen Appetit hat und mit dem Essen erst dann aufhört, wenn der Bauch bis zum Platzen vollgestopft ist.
»Was machen wir heute?« fragte er dann und richtete seine Augen erwartungsvoll auf die Tante, die bereits nach so kurzer Zeit sein ganzes Herz besaß.
»Was möchtest du denn am liebsten tun?« Damona hatte sich bereits entschlossen, mit Larry einen kleinen Bummel durch Edinburgh zu machen. Diese Entspannung würde auch ihr guttun, sie präparieren auf ihre schwere Aufgabe.
Die blauen Augen leuchteten bei dieser Frage auf. Larry war noch nie in einer großen Stadt gewesen. Nur einmal war er mit seinem Vater in Kingussie gewesen. Obwohl es sich hier nur um ein kleines Städtchen gehandelt hatte, war dem Kleinen zumute gewesen wie in einem der Märchen aus Tausendundeiner Nacht.
Doch was war Kingussie gegen Edinburgh? Nichts, rein gar nichts!
In Larrys Augen trat ein sehnsüchtiger Ausdruck.
»Vater hat mal das Schloß besucht. Die Folterkammern und die Hinrichtungsstätte für die Gefangenen.« Wieder bettelten seine Augen. Die Aufregung ließ ihn schneller atmen.
Damona lachte klingend auf. Die erfrischende Art des Jungen ergötzte sie. Gut, daß sie ihn bei sich hatte. Nicht nur gut für ihn, nein, auch für sie. Sie freute sich auf den vor ihr liegenden Tag. Sie fühlte sich auf eine merkwürdige Art angesprochen. Es war die selige, kindliche Unbekümmertheit, die leider im Alter bei den meisten Menschen einer steigenden Verknöcherung Platz macht. Herrlich,

dachte sie. Einen ganzen Tag lang hatte sie Zeit, Kinderträume zu träumen, mit Larry durch die romantische Altstadt zu streiken, und mit Erschauern die düsteren Verliese der Burg zu besichtigen. Wieder lachte Damona hell auf. Herrgott, wie sie sich darauf freute! Sie zog Larry an sich.

»Jawohl, das tun wir auch! Aber zuerst muß ich dich ein wenig ausstaffieren. Ich will doch auf meinen Kavalier stolz sein, nicht wahr?«

Larry sah sie begeistert an. Kein Zweifel, für ihn war Damona die gute Fee aus dem Märchen.

***

Sie kamen erst in der Dunkelheit ins ›Caledonian‹ zurück. Erschöpft – aber glücklich. Larrys Augen strahlten. Sein rechter Arm umklammerte ein Paket, viel zu groß für den kleinen Mann. Damona hatte ihm Spielsachen und einige Leckereien gekauft.

Der Portier – es war derselbe wie gestern – eilte sofort herbei, um ihm das Paket abzunehmen, aber Larry hielt es krampfhaft fest. »Bitte nicht«, sagte er. Seine Augen waren dunkel.

In dem beflissenen Bedienstetengesicht zeigte sich eine menschliche Regung. Was selten vorkam, Mr. Finch, so hieß der Portier, lächelte herzlich. »Ich will es dir nicht wegnehmen«, sagte er väterlich.

»Dachte, es sei zu schwer, wollte dir nur helfen.«

»Och nein, ist gar nicht schwer«, antwortete Larry selbstbewußt.

Der Ausdruck in dem Jungengesicht war so komisch, daß sich Damona Mühe geben mußte, nicht laut herauszuprusten und ein ernstes Gesicht zu bewahren. Sie wollte des possierliche Kerlchen nicht verletzen.

Das Abendessen verlief recht einsilbig. Larry war so müde, daß er kaum etwas zu sich nehmen konnte und fast am Tisch einschlief.

Damona bedauerte es, daß dieser Tag schon vorbei war. Für sie war es ein Ausflug ins Kinderland gewesen. Sie war sich fast selbst wie ein Kind vorgekommen, war von der Begeisterung des Jungen richtig angesteckt worden.

Nun, das war jetzt vorbei. Nachdem sie Larry ins Bett gebracht hatte, setzte sie sich in den kleinen Salon und bestellte sich ein Glas Rotwein. Die Zigarette dazu schmeckte prächtig.

Während der *dünne*, blaue Rauchfaden in die Höhe stieg, überdachte sie ihre Situation. Sie war unvorstellbar – wenigstens für einen ›normalen‹ Menschen. Wenn ein Psychiater ihre Gedanken hätte lesen können, sie wäre reif für *die* Klapsmühle gewesen. Aber so war es immer gewesen und so würde es immer sein: was die Herren Gelehrten nicht verstanden – was also über ihren oft recht schmalen Horizont hinausging – das hatte nicht zu existieren. Punktum, basta!

So einfach war das für diese Leute!

Damonas Gedanken wanderten weiter, beschäftigten sich mit dem, was vor ihr lag. Selbst sie, der die übersinnlichen Phänomene gewiß nicht fremd waren, mußte sich anstrengen, nicht an ein Trugbild einer überreizten Fantasie zu glauben.

Ein junges, offenbar sehr verliebtes Pärchen betrat den gemütlich eingerichteten Salon und nahm an einem Nebentisch Platz.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Damona fast alles mitbekam, was zwischen den beiden gesprochen wurde. Es war wirklich nichts Weltbewegendes, nur das – für Außenstehende lächerliche – Geturtel zweier maßlos verliebter junger Menschen.

Ein seltsames Gefühl ergriff Damona. Ein wenig Neid, vermischt mit sehnsüchtigen Gedanken. Was eigentlich hatte sie von ihrem Jungsein? Hatte sie eigentlich etwas davon? Gut, Geld war für sie keine Angelegenheit, viel darüber zu sprechen. Sie besaß es in Hülle und Fülle. Aber war das alles? Wirklich alles? Hatte nicht auch sie den Anspruch auf ein wenig privates Glück?

Traurigkeit stieg bei diesem Gedanken in ihr hoch. Die Götter, oder welche Gewalten es auch immer sein mochten, die ihre Schritte lenkten, schienen ihr dieses private Glück vorenthalten zu wollen.

Sie war für sie ein Werkzeug! Genauso ein Werkzeug, wie es die Szylonen in den Händen der finsteren Mächte waren. Und dieses Werkzeug wurde benutzt, solange es scharf genug war zum Schneiden. Und dann wurde es…

Damona erschrak, dachte den frevelhaften Gedanken nicht zu Ende. Merkwürdig, noch vor wenigen Stunden war sie in einer Stimmung gewesen, als ob ihr die ganze Welt gehören würde. Und jetzt – jetzt waren ihre Gedanken gallebitter.

Sie zwang sich dazu, den Widerstreit der Gefühle in sich zu beenden. Was wollte sie eigentlich? War denn das, was ihr an Fähigkeiten in die Wiege gelegt worden war, nichts? Und was war mit der fast heiligen Begeisterung, die sie erfüllte, wenn ihr wieder einmal ein Sieg gelungen war? Und Mike hatte sie doch auch noch! Sie liebten sich mit jenem starken Gefühl, das zwischen zwei Menschen vorhanden sein muß, will man überhaupt von Liebe sprechen. Und dieses Gefühl war anderer Natur als jenes, das Liebe zur bloßen Lustbefriedigung herabwürdigt.

Was also wollte sie? Sie hatte doch alles. Es gab kaum einen Wunsch, den sie sich nicht erfüllen konnte. Und trotzdem erwachte von Zeit zu Zeit dieses nagende Gefühl in ihr, ausgeschlossen zu sein.

Ihr Extrabewußtsein meldete sich zu Wort. Es war quasi dazu verpflichtet, denn es gehörte auch zu seinen Aufgaben, den seelischen Gleichgewichtszustand zu erhalten, ihn nicht ›kippen‹ zu lassen.

Neue Gedanken ergossen sich in ihr Gehirn. Gedanken, die sie nicht

in ihre Überlegungen einbezogen hatte.

Stimmte es etwa nicht, daß vom Schicksal auserwählte Menschen immer die Last des Außenseiterdaseins spüren müssen? Denn wären sie ein Bestandteil der Masse, dann könnten sie nicht aus ihr herausragen. Und dieses Herausragen muß bezahlt werden – mit Traurigkeit, je, oft sogar mit Depressionen.

Damona dachte nach – und mußte diesem Gedanken zustimmen.

Selbst die schärfste Logik konnte daran nichts auszusetzen finden.

Sie rauchte eine weitere Zigarette und spürte, wie sie gelöster wurde. Mehr und mehr verschwand das Gefühl der Bedrückung. In diesem Augenblick des Sichselbsterkennens wurde ihr bewußt, daß diese Momente sich nie ganz unterdrücken ließen. Sie war ein Mensch, trotz ihrer unfaßlichen Gaben ein vollblütiger, leidenschaftlicher Mensch – auch mit Schwächen! Solange sie dies anerkannte, konnten ihr diese ›Momente‹ nicht gefährlich werden. Sie waren gewissermaßen die Flut und die Ebbe ihres Gemütslebens, und, wenn sie es recht überlegte, sogar notwendig. Und sie fühlte es – einmal in ihrem Leben würde es ihr klar werden, warum das so sein mußte!

Ein leiser Schmerzenslaut entfloh ihren Lippen. Die Glut der Zigarette hatte ihre Fingerspitzen verbrannt. Damona drückte den Stummel im Aschenbecher aus und erhob sich. Es war schon elf Uhr vorbei – Zeit, sich ins Bett zu legen und zu warten!

***

Damona hatte sich kaum niedergelegt, als sie auch schon einschlief.

Es war keine normale Müdigkeit, dazu war sie zu jäh und auch zu stark. Man konnte schon mehr von einer Bewußtlosigkeit sprechen, erzwungen durch Damonas Mutter.

Und dann begann wieder die Loslösung des Geistes von der Materie des Körpers. Es geschah leicht, ohne jede Anstrengung. Das eigentliche ICH hob sich aus dem Leib heraus, mit ihm nur durch die zarte Silberschnur verbunden. Ihr Vorhandensein war ein Zeichen dafür, daß in dem Körper noch Leben steckte. Wurde sie durchschnitten, dann trat der Tod ein. Das silberne Glühen in ihr leuchtete und vibrierte.

Langsam entfernte sich der Ätherleib von seinem Gehäuse. Feste Mauern existierten nicht für ihn. Ihre grobstoffliche Atomstruktur konnte ihn nicht aufhalten.

Die Bewegung wurde immer schneller. Und dann verwischte sich das Bild zu einem grauen Band, das unter Damonas geistiger Daseinsform hinweghuschte.

Doch auch diese Bewegung dauerte nicht lange. Das Grau riß wie abgeschnitten auseinander und Damona sah sich über einem Wasser schweben, das von Horizont zu Horizont reichte. Es war der Stille

Ozean mit seinen Tausenden von Koralleninselchen. Von hier oben sahen sie aus wie kostbare Geschmeide auf blauem Samt.

Damona ›hörte‹ die Stimme ihrer Mutter.

»Was du unter dir erblickst, sind die Bergspitzen des versunkenen Kontinents Lemuria. Eine der Inseln sieht aus, wie eine Schildkröte – siehst du sie?«

»Ja, Mutter, ich sehe sie.«

»Zwischen ihr und der einzelnen Insel im Norden befindet sich der Meeresgraben. Er ist tief, so tief wie selten eine Stelle im Meer. Doch noch viel tiefer darunter, im Urgestein, befindet sich das Höhlensystem, in das du hinab mußt. Ich werde dich leiten. Folge dem blauen Punkt!«

Die Verbindung brach ab. Kaum war das geschehen, da erblickte Damona ein blitzendes blaues Licht vor sich. Es setzte sich in Bewegung, schoß nach unten.

Und dann verschwand der Punkt in der ruhig daliegenden Wasserfläche. Damona folgte ihm. Ihr ätherischer Leib glitt hinab. Und da ihre geistigen Sinne viel schärfer und sensibler reagierten, als es ihre körperlichen je vermocht hätten, empfand sie die Eindrücke viel klarer und durchdringender. Sie sah nicht nur, daß das Licht schwächer wurde, je tiefer ihr geistiges Selbst hinuntersank, sie sah den Wechsel der Farben – die ganze Skala des Spektrums. Leuchtendes Rot 52 wechselte sich ab mit strahlendem Gelb, wurde zu Grün und über Indigo zu veilchenfarbenem Violett.

Und dann wurde es dunkel. Nur noch vereinzelt tanzten letzte Lichtfunken durch die beginnende Schwärze. Fische huschten vorüber – je tiefer sie sank, um so fremdartiger wurden sie. Damona sah lange durchsichtige Exemplare, die von innen heraus leuchteten.

Andere wieder trugen ihre ›Laternen‹ auf dem Kopf. Manche davon besaßen Mäuler mit langen, dolchartigen Zähnen, andere hatten nur röhrenartige Öffnungen. Obwohl die Tiere sie nicht sehen konnten, huschten sie fort, wenn sie sich ihnen näherte.

Und dann war auch diese Zone vorüber. Die Zone des Lebens verschwand. Nur noch Leblosigkeit zeigte sich, die Leblosigkeit des Todes.

Ein leichter, kaum merkbarer Ruck erschütterte ihren Geistkörper.

Es war der Wechsel zwischen dem flüchtigeren Medium des Wassers und dem starren des Meeresgrundes.

Doch auch das Urgestein konnte sie nicht aufhalten. Sie glitt hindurch, als wäre es nur eine gasartige Substanz. Aber ihr Geist wand und krümmte sich dabei. Selbst in der dunklen, schweigenden Unendlichkeit des Kosmos gab es Sternensysteme, gab es flammende Sonnen und wenigstens die Ahnung vom Leben. Hier aber war nichts – nur tiefe Finsternis, lebloses Nichts. Das Gefühl des Alleinseins wurde

so übermächtig, daß Damonas Psyche darunter erschauerte und von jener Urangst gepackt wurde, die durch das Gefühl absoluter Einsamkeit verursacht wird.

Daß dieses Gefühl sich nicht noch verstärkte und ihre Seele überschwemmte, war allein dem kleinen blauen Punkt zu verdanken, der sich vor ihr hielt und dem sie nacheilte – ihre Verbindung zur Mutter.

Und dann war sie hindurch, hatte das Urgestein durchmessen und befand sich in einem langen, schmalen Gang, der sich in vielen Krümmungen durch den Fels wand.

Das kleine blaue Licht schien genau zu wissen, welche Richtung es einschlagen mußte. Nicht ein einziges Mal unterbrach es seine zielgerichtete Bewegung.

Die Felswände waren zu beiden Seiten bedeckt mit den Abbildungen schauriger, archaischer Tierungeheuer. Die Farben sahen so frisch aus, als seien sie erst vor kurzer Zeit aufgetragen worden. Ab und zu zeigten sich Hieroglyphenkolonnen. Sie wiesen eine gewisse Ähnlichkeit mit altägyptischen Keilschrifttexten auf. Erst jetzt wurde sich Damona der Tatsache bewußt, daß hier unten Licht war.

Nicht das ihr bekannte künstliche Licht der Glühbirnen oder der Neonröhren. Dieses Licht war völlig anders. Es war phosphoreszierend. Seine Quelle war nicht auszumachen. Es kam von überall her – aus den Wänden wie aus der Decke, selbst der Boden strahlte es aus.

Und dann brachen die Bilder und die Zeichen ab. Auch das grünliche Licht veränderte sich, wurde mehr und mehr zu einem düsteren Rot.

Damonas Extrabewußtsein registrierte eine zunehmende Ausstrahlung, die Aura einer Geistigkeit, so mächtig und majestätisch, daß sie sich zutiefst davon ergriffen fühlte. Es war keine finstere Ausstrahlung, keine, die Bösartigkeit oder satanische Elemente in sich barg. Irgendwie kam es Damona vor, als ob tiefe Verzweiflung und abgrundtiefe Trauer darin schwängen. Und ihr Geist wurde davon auf eine Weise berührt, die tief in ihrem geistigen Selbstmitleid weckte. Nicht jenes Mitleid, das an der Oberfläche dahinschwingt, sondern jenes tiefe, echte Gefühl, das die traurige Schwester der Liebe ist.

Und dann fühlte Damona eine neue, unbegreifliche Schwingung in ihrem seelischen Bewußtsein. Sie drängte sich förmlich in sie hinein, zuerst nur winzig klein, rasch aber immer stärker werdend. Zuletzt so übermächtig, daß ihr eigenes Bewußtsein in Gefahr war, unter dieser Belastung zusammenzubrechen.

Es war eine ungeheuere Vielfalt von Stimmen, die ihr Leid und ihre Qual hinausschrien. Manche davon flehten um Vergebung, so kam es Damona wenigstens vor. Aber keine einzige war darunter, die mit dem Schicksal haderte oder es verfluchte. Hier zeigte sich das einzigartige

Vermögen des Geistes, nicht an eine bestimmte Sprache gefesselt zu sein. Das Geistige in einem Geschöpf kennt keine Kommunikationsschwierigkeiten – es erfüllt den Sinnzusammenhang der Gedanken und antwortet auf derselben Ebene.

In dem Augenblick, als die mentale Woge des Leids übermächtig zu werden drohte, als Damonas geistige Wesensform davon gequält wurde, brach der Strom plötzlich ab. Nicht ganz, aber was jetzt noch ›durchsickerte‹ war nur noch eine Art Wispern. Welche Wesenheiten es auch immer sein mochten – sie schienen nicht die Absicht zu haben, ihr Schmerzen bereiten zu wollen. Und dann, ganz plötzlich, war wieder Stimme in Damona. Die geistige Wellenfront brach wie abgeschnitten ab.

Damonas Extrabewußtsein beschäftigte sich mit diesem Phänomen. Es analysierte alle Fakten, normale und übergeordnete. Der Prozeß war abgeschlossen, kaum daß er begonnen hatte. Die Auswertung der Analyse war verblüffend, ja sogar atemberaubend – und erschütternd!

Ein Zweifel war ausgeschlossen. Es mußte sich um die Entitäten handeln, über die Vanessa gesprochen hatte. Jener Zusammenschluß geistiger Potenzen einer uralten, schon lange vom Schutt der Zeit begrabenen Rasse. Es waren die Geister, die sich damals freventlich angemaßt hatten, selbst die Götter herausfördern zu können.

Also gab es die geheimnisvolle Kristallkugel wirklich, sie, die das magische Gefängnis für die Aufrührer darstellte. Triumph wollte in Damona aufwallen. Auf einmal erschien ihr die Aufgabe gar nicht mehr schwer. Was konnte leichter sein, als die Kugel mittels eines Teleportersprungs aus dieser stygischen Tiefe wieder an das Licht des Tages zu holen. Doch fast im selben Augenblick erinnerte sich Damona an die Warnung ihrer Mutter. Bevor sie an diese magische Reliquie herankonnte, mußte sie erst dieses geheimnisvolle Zeitfeld überwinden. Und Damona hatte überhaupt keine Ahnung, wie sie das anstellen sollte. Auch ihre Mutter hatte ihr keinen Rat geben können.

Während dieser Überlegungen hatte sich ihre ›Fahrt‹ nicht verlangsamt oder war sogar zum Stillstand gekommen. Der blaue Punkt vor ihr glitt weiter, immer weiter in das riesige unterirdische Gewirr von Höhlen und Gängen.

Wieder trat eine Veränderung ein. Diesmal aber nur farblicher Natur. Das düstere rote Glühen wurde, je weiter Damona kam, zu einem immer intensiver werdenden roten Leuchten. Es war bald so durchdringend, daß selbst Damonas geistige Zustandsform ›geblendet‹ wurde.

Ein Ende des langen, gewundenen Ganges kam in Sicht. Ein Gewölbe tat sich auf. Es besaß riesige Ausmaße. Die Decke mußte mindestens tausend Fuß hoch sein, und die Länge wie auch die Breite maßen das Vielfache davon. Aber nichts war in dieser Höhle zu erkennen, was auf

früheres Leben hätte hindeuten können. Der Boden war übersät mit mächtigen Felsblöcken. Sie lagen wahllos herum wie das Spielzeug von Riesen.

Der blaue Punkt eilte unbeirrt weiter. Damona begriff nicht, daß sie nicht gleich am Ziel ›herausgekommen‹ war. Warum mußten sie diesen großen ›Umweg‹ nehmen? Eine Erklärung dafür fand sie nicht. Aber irgendeine Erklärung mußte es geben.

Ein neuer Gang nahm sie auf. Er unterschied sich in nichts von dem Gang, *den* Damona bereits kannte. Auch hier die scheußlichen Bilder an den Wänden, ebenso die von Zeit zu Zeit auftauchenden Inschriften.

Doch endlich war auch dieser Gang zu Ende, verschlossen von einem breiten, schimmernden Portal. Das glänzende Metall sah aus, als ob es erst gestern frisch gegossen worden wäre.

Und hier unterbrach der blaue Punkt zum ersten Mal seine Fahrt.

Er glitt über das Portal hin – wie ein Spürhund, der nach einer Fährte sucht. Kreuz und quer, immer wieder, scheinbar ohne jeden Sinn.

Als ob das Suchen kein besorgniserregendes Ergebnis gebracht hätte, plötzlich glitt er hindurch.

Damona folgte. Der Widerstand, den das Portal ihrem Geistkörper entgegensetzte, war anderer Art als der, den ihr Hindurchgehen durch andere, gewöhnliche Materie hervorrief. Diese Struktur mußte von einer unvorstellbaren Dichte sein, so dicht, wie bei keiner anderen Materie. Wie zäher Schlamm fühlte sie sich *an*.

Doch auch dieses Hindernis wurde überwunden, konnte den Geistkörper nicht aufhalten.

Und dann kam ein Anblick, derart ungeheuer, daß selbst ein Geistwesen davon wie gelähmt werden konnte. Auch Damona machte hier keine Ausnahme. Ihr ›Leib‹ bewegte sich nicht mehr – auch ihr
›Führer‹ verharrte.

Der Saal war nicht so groß wie die Höhle von eben. Trotzdem besaß auch er riesige Ausmaße. Seine Ausdehnung mochte etwa zweihundert Yard in der Länge, und gut hundert Yard in der Breite betragen. Auch die Höhe war enorm. Sie maß mindestens fünfzig Yards.

Doch diese Abmessungen waren es nicht, die einen derartigen Eindruck verursachten. Es war die Ausstattung. Sie stammte von Menschenhand und war mit keinem Wort zu beschreiben. Gewaltig wäre zu wenig gewesen – majestätisch zu gering. Ein Superlativ von beiden hätte vielleicht eine schwache Andeutung von der Größe gegeben, die Damona in sich spürte.

Der ganze Saal, Wände, Decke und der Boden bestanden aus dem gleichen Material wie das Portal. Es schimmerte stärker, als es Silber je vermocht hätte. Und in dieses Material waren eine Unzahl kinderkopfgroßer, blitzender Steine eingelassen, geordnet in riesige

Ornamente. Hoch oben an der Decke hing, schwebend und nirgends befestigt, eine kürbiskopfgroße leuchtende Kugel. Sie strahlte ein blendendes gelbliches Licht aus, so stark, daß jeder Winkel des Saales davon erfaßt wurde. Es war, trotz seines Gleißens, ein angenehmes Licht.

Doch alles das bildete immer noch nicht die Ursache für das Empfinden einer wahrhaft imperialen Größe, das Damona bis in die letzten Fasern ihrer geistigen Existenz ergriff und zutiefst aufwühlte.

Dieser Eindruck vermittelte das Ende des Saales. Er wurde beherrscht von einer Statue, die vom Boden bis zur Decke reichte. Sie stellte einen Menschen dar. Ein begnadeter Künstler mußte sie geschaffen haben. Sie war von einem Ebenmaß, das nicht mehr übertroffen werden konnte.

Es war die Gestalt eines Mannes. Ein Mann mit einem ungeheuer kraftvollen Körper, aber doch voller Schönheit und Harmonie. Der Kopf des Mannes sah derart beseelt aus, daß man meinen konnte, die Lippen würden sich jeden Augenblick öffnen. Sie waren aus rotem Karneol geschnitten und verrieten die Lust am Leben.

Die Augen waren aus kopfgroßem, schwarzem Onyx nachgebildet. Sie funkelten, schienen zu leben. Damona empfand mit ihren geistigen Sensoren die Zwiespältigkeit, die in ihnen wohnte, den Zustand der Seele ausdrückend. Düstere Leidenschaften lagen ebenso darin wie die edelsten Empfindungen des menschlichen Geistes.

Grausamkeit und Arroganz wie Mitleid und Demut. Es war das Antlitz eines Halbgottes, der sich seiner Macht bewußt ist – und in Gefahr gerät, sie zu überschätzen.

Das kleine, funkelnde blaue Licht setzte sich wieder in Bewegung.

Zögernd nur, als ob die hier herrschende unbeschreibliche Aura ein Hemmnis darstellte. Merkwürdig, als Damona sich näherte, glaubte sie es in den dunklen Augen über sich jäh aufblitzen zu sehen.

Und dann stand sie dicht vor der Statue. Jetzt erst bemerkte sie den altarähnlichen Aufsatz, der sich davor befand. Es war unglaublich und dennoch nicht zu bestreiten – er bestand vollständig aus dunkelfarbigem Obsidian. Das strahlende Licht der Kugel lockte goldkäferartige Reflexe aus seinem Innern.

Die mächtige Platte war bis auf einen Gegenstand leer – eine tintenschwarze Kugel von der Größe eines Globus.

Wenn Damona mit ihrem Körper hier gewesen wäre, dann hätte der Anblick der Kugel sie zutiefst schaudern lassen. Doch auch in ihrem jetzigen Zustand spürte sie den gewaltigen Block der Macht, der sich in ihrem Inneren verbarg.

Wieder begann ihr Extrabewußtsein mit der Analyse. Aber diesmal war seine Arbeit umsonst. Alle Fakten, die es verarbeitete, auch solche höherdimensionaler Natur, erbrachten keine Hinweise. Das einzige,

was es erkannte, war die eigene Machtlosigkeit.

Ein solcher Fall war noch nie eingetreten – selbst nicht während Damonas Zeitabenteuers, das sie in eine nebelverhangene Vergangenheit geführt hatte, die hunderttausend Jahre zurücklag.

Damona bemühte sich, jede, auch die geringste Kleinigkeit zu erfassen. Das war von fundamentaler Wichtigkeit für ihr späteres Memorieren. Die Atome ihres materiellen Körpers brauchten einwandfreie Bezugspunkte um ihr Ziel zu erreichen. Fehler durften nicht auftreten, denn sonst lief sie Gefahr, zwischen den Dimensionen hängenzubleiben.

Aber wo war das Zeitfeld, von dem ihre Mutter berichtet hatte.

Wo war es nur? Ihre Sensoren konzentrierten sich bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit, suchten alles ab, was auf die Existenz eines solchen Feldes hindeuten konnte. Herrgott, wo war es nur?

Und dann sah sie das merkwürdige Flimmern, in das die Kugel wie in einem Kokon eingebettet war. Damona schwebte näher darauf zu, unbewußt, getrieben von einer übermächtig werdenden Neugier.

Da begann es in der Schwärze zu wogen und zu wallen. Gleichzeitig wurden wieder die Stimmen in ihr laut, die seit einiger Zeit verstummt waren. Doch diesmal waren es keine Laute des Schmerzes und des Jammers – diesmal waren es Laute, die angstvoll ihre Warnung hinausschrien. Eine Stimme darin wurde stärker, übertönte schließlich alle anderen. Sie war machtvoll, doch Güte schwang in ihr – und heiße Angst.

»Komme nicht näher heran! Es wird deinen Geist sonst in sich hineinziehen. Bleib wo du bist! Wir wissen, daß du uns helfen willst, aber es ist umsonst!«

Damona antwortete sofort, ohne jede Hemmung. Doch sie spürte voller Grauen, daß nicht sie es war, die antwortete. Nicht ihr Geist war es, der die Worte formulierte. Eine andere Macht schien von ihr Besitz ergriffen zu haben und sie als ihr Werkzeug zu benutzen. Ihr eigenes Bewußtsein – auch ihr Extrabewußtsein – wurde in den Hintergrund gedrängt, so leicht, als ob es sie gar nicht gäbe. Doch Damonas Grauen verschwand, bevor es sich ganz in ihr ausbreiten konnte, als sie die ersten Worte ›hörte‹.

»Wißt ihr nicht, daß eure Gefangenschaft einmal enden wird? Habt ihr vergessen, daß es auch für euch Hoffnung gibt? Wurde euch nicht verheißen, daß diese Hoffnung abhängig ist von der kategorischen Forderung nach eurer totalen geistigen Wandlung?«

Wieder wogte es wild in dem Kristall auf und Stimmen antworteten – Stimmen voller Demut und voll heißen Flehens. Nicht die winzigste Falschheit lag darin – nichts, was an die Arroganz vor zehntausend Jahren erinnerte.

Die Macht, die Damona übernommen hatte, wich. Sie tat es auf eine

unendlich zarte Weise. Doch ehe sie ganz verschwand, sagte sie Worte, die Damona erbeben ließ.

»Du kannst sie retten! Aber du wirst geprüft werden! Kein Unwürdiger darf seine Hände nach dieser Reliquie ausstrecken. Nur wenn du akzeptiert wirst, ist dir Erfolg Geschieden.«

Seltsam, die Ehrfurcht verließ Damona und ein heißer Zorn stieg in ihr hoch. Zorn über diese Worte, die sie nicht einsehen konnte.

Was wollte dieses Wesen eigentlich? Wußte es nicht, welche Gefahr der Erde drohte? Und wenn es das wußte, warum diese Warnung?

Ein Gott konnte so nicht reden! Niemals konnte er das! Was war es dann für eine Wesenheit, die so sprechen konnte?

In Damona offenbarte sich ein amüsiertes Lachen. Es war frei von Ärger über die zornige Aufwallung.

»Nein, ich bin kein Gott, aber ich bin auch kein Mensch oder irgendeine andere Form organischen Lebens. Ich bin, wenn du es so willst, nichts anderes als Energie, unzerstörbare Energie, aber begabt mit Geist.«

»Aber warum denn diese Worte?« antwortete Damona leidenschaftlich. »Warum diese Warnung? Wenn du das bist, was du vorgibst zu sein, dann sollte es dir leicht fallen, mein Inneres zu erkennen. Warum also?«

»Die Antwort ist einfach! Ich bin, wie ich schon sagte, kein Gott. Ich bin das Zeitfeld, das von den Göttern geschaffene Zeitfeld – aber eines, dem die Götter nicht nur Macht, sondern auch Intelligenz verliehen haben. Dazu noch einige Eigenschaften, deren Erklärung zu weit führen würde. Aber es ist mir nicht gegeben, dein Wesen zu erkennen, bevor du nicht in mir bist. Das klingt rätselhaft. Aber du mußt dich mit dieser Erklärung abfinden. Mehr kann und darf ich dir nicht sagen.«

Das Geistwesen Damona – in diesem Zustand war sie ›nur‹ das – war von der Gewalt und Größe dieser Antwort derartig erschüttert, daß ihr eine Erwiderung unmöglich war. Für wenige Augenblicke waren alle Funktionen in ihr wie ausgelöscht. Erst danach, als ihr Denkvermögen wieder zurückkehrte, erkannte sie erschauernd das Gewicht dieser Worte. Und sie erkannte auch, was diese unerhörte Zustandsform von ihr verlangte! Sie – ihr Geist und ihr Körper – sollte sich dieser lebendigen Energie überantworten, hingeben ohne eine Frage – und warten!

Ihr Entschluß stand fest – sie würde es tun!

Als ob dieser letzte Gedanke eine Auslöserfunktion gehabt hätte – sie fühlte sich jäh von einem mächtigen Impuls gepackt und davongewirbelt. Es war anders, völlig anders als es ihr Herkommen gewesen war. Der Wirbel wurde zu einem Mahlstrom, zu einem gewaltigen Strudel, der sie mit sich riß und wieder ausspuckte.

Und dann kehrte wieder Ruhe ein und jene Stille, die Beruhigung schenkt, entkrampfend wirkt. Damona hatte plötzlich das Gefühl der Schwere. Sie schlug die Augen auf.

Der Anblick war vertraut. Sie lag in ihrem Bett. Die Nachttischlampe brannte immer noch, draußen war tiefe Nacht. Aus dem Nebenzimmer hörte sie durch die angelehnte Tür das Atmen des Jungen.

Damona hatte viele Situationen durchgemacht, die aufgrund ihrer Übernatürlichkeit schwerste Anforderungen ihren Verstand stellten.

Nur der Tatsache, daß sich ihr Denkvermögen – und mit ihm auch ihre Logik – grundlegend verändert hatte, bewahrte sie in diesem Augenblick vor einem geistigen Kollaps. Trotzdem hatte sie Mühe, das Erlebte für real zu halten – gerade jetzt, als sie sich wieder in ihrer eigenen Welt befand. In einer Welt, in der alles seine Ordnung hatte und in der es – noch nicht – einen Platz gab für diese Art von Erlebnissen.

Doch Damonas geistiger Metabolismus war mittlerweile so stark geworden, daß er die Bedrückung über das Unvollstellbare von sich abschüttelte wie ein Hund, der die Nässe aus seinem Fell schüttelt.

Leise und vorsichtig stand sie auf. Dann ging sie auf Zehenspitzen in den anderen Raum. Das Licht reichte gerade aus, die Gesichtszüge des Kindes zu erkennen. Sie wirkten gelöst. Ein winziges Lächeln lag um Larrys Mundwinkeln. Anscheinend hatte er einen angenehmen Traum.

Damona schlich wieder zurück und legte sich abermals ins Bett.

Sie war sich klar darüber: Jetzt kam der entscheidende Augenblick!

Jetzt mußte es sich zeigen, ob es ihr gelang, die Kristallkugel an sich zu bringen. Damona warf alle Gedanken aus ihrem Gehirn, die ihrer notwendigen Konzentration schadeten.

Diesmal kam nicht zuerst der Schlaf über sie. Sie merkte auch nichts vom Eingreifen ihrer Mutter. Diesmal kam die Entstofflichung über sie wie ein zuckender Blitz.

Kaum hatte sie sich konzentriert, als es auch schon geschah! Damonas Körper verschwand, als ob es ihn an dieser Stelle nie gegeben hätte. Der Prozeß lief nicht wie gewöhnlich ab – Verblassen der Konturen – Veränderung der Körperstruktur zu einem nebligen Gebilde, das schließlich verschwand. Nein, die Kraft, die jetzt den Teleportationseffekt bewirkte und steuerte, war unendlich gewaltiger.

Es war wie ein Wisch! Nichts lag zwischen ihm und der Neuwerdung des Körpers an dem programmierten Ziel. Nur ein Phänomen war wie gewohnt: der leichte, durch das plötzliche Empfinden der Schwere bewirkte Ruck.

Und dann stand Damona in voller Körperlichkeit in dem riesigen Saal, vor sich die ungeheuere, bis zur Decke reichende Statue und darunter, zu deren Füßen, den Obsidianaltar mit der schwarzen Kugel aus Kristall.

Sie stand da und starrte auf die magische Reliquie, deren Inhalt die seelische Energie der höchsten Geistigkeiten des vom Ozean verschlungenen Lemurischen Imperiums war. Und wenn sie genau hinschaute, dann konnte sie auch das Flimmern erkennen. Es war das Zeitfeld, in dem die Kugel verborgen war.

Zeitfeld? Was für ein Zeitfeld, wenn man einmal von dem Gedanken absah, daß es lebte. Richtig lebte! War die Kugel vielleicht hier und doch nicht hier? War es nur ihr Abbild, obwohl sie irgendwo im Meer der Zeitschwamm – in einer fernen Zukunft oder in grauer Vergangenheit? Denn was konnte ein Zeitfeld anderes tun als eine zeitliche Kluft zu erzeugen, die den Zugriff Unberufenener abwehrte.

Doch auch wenn das so war – wieso hatte sie, Damona, dann die schrecklichen Laute gehört? Diesen Jammer und diesen Schmerz?

Und wenn in dem Kristall eine derartig gigantische Energie steckte, wie ihre Mutter das annahm, warum konnte sie sich nicht selber wehren?

Ihre Gedanken brachen ab. In dem Saal herrschte Stille. Eine Stille, die seit vielen tausend Jahren alles zudeckte. Doch Damona hatte das Gefühl, daß sie sich noch verstärkte, dichter wurde – und erwartungsvoll! Schien es ihr nur so? Leuchteten die Onyxaugen nicht auf? Lag nicht etwas Flehendes in ihnen, etwas, was sie anfeuern wollte, endlich das zu tun, was ihre Aufgabe ihr vorschrieb?

Ein würgendes Gefühl erfaßte Damona. Ihr Körper, der Selbsterhaltungstrieb in ihm, wehrte sich gegen den Schritt, den sie tun wollte, nein, tun mußte, wollte sie sich nicht untreu werden. Diese Reaktion war nur zu verständlich. Es waren die Urinstinkte in ihr, die sie abhalten wollten, die sich ans Leben klammerten. Trotz all ihrer parapsychischen Fähigkeiten, trotz der Worte ihrer Mutter und trotz allem, was auf dem Spiel stand, hemmten sie den Willen der jungen Frau, waren wie ein zäher, klebriger Brei, durch den ihr Wille sich hindurchquälen mußte.

Es war eine andere Art von Kampf. Ein vielleicht weit schwererer Kampf, als Damona ihn je ausgefochten – denn sie mußte sich selbst besiegen. Mußte ihre Freude am Leben, ihre Liebe zu Mike und alles das besiegen, was dem Leben den Glanz verleiht.

Er dauerte lange – viele Minuten. In Damonas Gesicht spiegelte sich die Heftigkeit dieses Kampfes wider. Im Zucken der Augen, im Zusammenpressen der Lippen und in den geballten Händen, die sich öffneten und wieder schlossen.

Ihr Extrabewußtsein leistete ihr Hilfe, beschwor sie, einfach auf die Kristallkugel zuzugehen und sie mit den Armen zu umfangen wie ein Kind, das man in die Arme schließt.

Etwas anderes in ihr, etwas Dunkles, das in jedem Menschen zu Hause ist, wollte sie zur Umkehr bewegen. Es war ja so einfach,

letzteres zu tun. Sie brauchte nur den Wunsch zu äußern, diese Stelle zu verlassen, dann, Damona wußte es mit einer an Hellgesichtigkeit grenzenden Klarheit, dann würde die Gewalt, die sie nach hier geholt hatte, wieder freigeben. Sie würde aufwachen wie vorhin – in ihrem Bett. Die Gefahr existierte nicht mehr.

Es war ein Sturm der widerstreitendsten Gefühle, und Damona wurde von ihnen geschüttelt wie ein Baum, an dem ein Orkan reißt und zerrt, um ihn zu entwurzeln.

Doch allmählich erhielten die Kräfte die Oberhand, die die edelsten Gefühle im Menschen vertreten: Liebe und Mut! Denn Liebe ist ohne Mut nicht denkbar. Mehr und mehr neigte sich die Waage zu ihren Gunsten und mehr und mehr wuchs die Entschlossenheit in ihr.

Gewiß, es war ein langer Prozeß, zu lange für ein Geschöpf wie Damona? Nein, weiß Gott nicht! Sie war schließlich kein Gott! Sie war ein Mensch, mit allem, was dazu gehört: mit Mut, Opfersinn und mit der Fähigkeit, zu lieben, sowie Mitleid empfinden zu können. Aber es gehören auch andere Eigenschaften zum Menschsein – dunkle Eigenschaften! Doch erst beide zusammen bilden eine Münze! Deshalb war es um so bewundernswerter, daß sie sich überwinden konnte einen Schritt zu tun, der ihr physisches Ende nach sich ziehen konnte.

Und dann tat sie ihn – von einem Augenblick zum anderen! Schritt auf die Kugel zu und tat das, was ihr Extrabewußtsein ihr geraten.

Sie öffnete ihre Arme und legte sie um den schwarzen Kristall.

Kaum hatte sie das getan, als sie sich fortgeschleudert fühlte. In ein grelles weißes Licht hinein. Seltsam, Damona besaß ihren Körper noch, aber er erschien ihr plötzlich merkwürdig fremd, so, als ob er nicht zu ihr gehörte. Er gehorchte auch nicht mehr ihrem Willen, sondern war völlig von ihrem Geist abgetrennt. Und er schwebte, schwebte in diesem Licht, das kein Oben und kein Unten besaß.

Nichts war um Damona als diese unerhörte grelle Flut.

Doch sie war nicht allein in diesem geheimnisvollen Medium. Sie spürte die Anwesenheit einer Unzahl anderer, verwandter Geister – spürte deren Zuneigung, aber auch deren Mitleid. Wie ein warmer Strom empfand Damona die Gefühle dieser erhabenen Geistigkeiten.

Und dann kam das Wissen über sie, sich ebenfalls in der magischen Kristallkugel zu befinden. Damona erschrak bei dieser Erkenntnis. Aber wie war das möglich, sie besaß doch noch ihren Körper! Konnte es sein, daß dieses Empfinden nur eine bloße Fiktion war? Daß sie nur glaubte, ihren Leib zu besitzen, obwohl dies gar nicht der Fall war?

Apathisch beobachtete sie, wie ein blauer Nebel sich bildete und sie umhüllte. Damona versuchte, etwas zu tun, sich in Bewegung zu setzen, aber sie vermochte sich nicht zu rühren.

Der Nebel wurde zu einer wogenden, wirbelnden Wolke. Doch sie war weit mehr als das. In ihr wohnte unbegreifliches Leben. Leben

einer Art, das jenseits des menschlichen Begriffsvermögens liegt.

Und dann hatte Damona das Gefühl, daß eisige, unsichtbare Finger tastend nach ihr griffen, sich in sie versenkten, so tief, daß sie die Wurzeln des Seins berührten. Sie konnte nichts dagegen tun. Sie konnte nur aus einer Art Zuschauerhaltung heraus abwarten, während die gespenstischen Finger ihr Bewußtsein durchwühlten.

Das eisige Gefühl in ihr verstärkte sich, als die suchenden Antennen immer weitere Bereiche ihres Seins durchforschten. Es wurde schließlich so stark, daß die Kälte in ihr eine Schwelle erreichte, hinter der das Leben enden mußte. Sie hörte schon das machtvolle Läuten unsichtbarer Glocken. In dem blauen Wirbel rings um sie bildete sich plötzlich ein schwarzes Loch.

Und dieses Loch ließ in Damona Furcht und Entsetzen hochschießen, denn ihre innere Stimme sagte ihr, daß dieses schwarze Loch ein grauenvoller Abgrund war, der in kalte Finsternis führte.

Konnte es sein, daß sie die Prüfung nicht bestanden hatte, daß gleich alles vorbei war? Hatte diese im Zeitfeld steckende übermenschliche, gnadenlose Lebensform sie verworfen? War es möglich, daß alles umsonst gewesen war?

Das Wogen wurde wilder, mutete fast ekstatisch an. Und dann, unvermittelt, schloß sich die Schwärze wieder und mit ihr der fürchterliche Abgrund.

Kaum war das geschehen, als Damona wieder die Stimme hörte – die Stimme des Energiewesens! Diesmal bestand sie nur aus Güte, hatte alles Beängstigende verloren.

»Du bist akzeptiert worden! Dein Erscheinen lag im Plan der Götter! Jetzt weiß ich es. Die Reliquie ist dein!« Die Stimme stockte einen kurzen Augenblick. Als sie fortfuhr, hatte Damona das Empfinden, von einer warmen Woge der Sympathie und tiefen Verstehens umhüllt zu sein.

»Jetzt weiß ich auch genauer, welche Aufgabe du dir gestellt hast. Habe keine Sorge, die in dem Kristall eingeschlossenen geistigen Wesenheiten werden erst dann endgültig frei, wenn sie dir den Dienst erwiesen haben, den du von ihnen erwartest.« Wieder stockte die Stimme des rätselhaften Energiewesens. Der warme Strom, den Damonas unbegreifliche Zustandsform umgab, verstärkte sich.

»Auch ich kehre zurück – in eine Dimension, die du zu deinen Lebzeiten nicht begreifen kannst. Aber auch ich habe ein Geschenk für dich. Ein Geschenk der Götter für deinen Mut und deinen Opfersinn. Ich darf es dir jetzt nicht verraten, aber du wirst erleben, daß auch dämonische Prozesse umkehrbar sind – wenn die Götter es wollen. Es ist nicht in jedem Fall möglich, dann nicht, wenn der Tod bereits seine Herrschaft angetreten hat. Du wirst meine Worte bald begreifen!«

In Damona wurde es still. Behutsam und zart zog sich die Wärme von

ihr zurück, so, wie ein verklingender Ton.

Und dann gab der Kristall sie wieder frei. Sie stand vor ihm, hielt ihn immer noch umschlungen.

Damona trat zurück – wie im Traum.

Noch einmal meldete sich die majestätische Stimme.

»Nimm die Kugel an dich! Beeile dich! In wenigen Augenblicken wird alles hier unten vergehen. Höhlen und Gänge werden zusammenbrechen, werden vom Meer verschlungen. Das Gesetz hat sich erfüllt! Auch meine Aufgabe ist beendet! Doch jetzt bereite dich vor!«

Etwas Warmes, Zärtliches berührte die geistige Ebene von Damonas Dasein, etwas, das ihr Lebewohl sagte.

Sie nahm die Kugel hoch – sie war, überraschend leicht.

Kaum hatte sie das getan, als wieder die gewaltige Kraft nach ihr griff, sie in einem Sekundenbruchteil entstofflichte und die Atomwolke ihres Körpers fortwirbelte.

Und dann, fast ohne Übergang, spürte sie die Schwere, Zeichen für ihre Verkörperung. Damona schlug die Augen auf.

Sie brauchte wieder viele Sekunden, um sich an den vertrauten Anblick zu gewöhnen. Diesmal lag sie nicht im Bett, sondern stand mitten im Raum, die Kugel hielt sie fest an sich gepreßt.

Doch ehe sie sich vollkommen gefangen hatte, hörte sie tief in ihrem Inneren eine Stimme. Es war die Stimme ihrer Mutter. Grenzenlose Erleichterung schwang darin, aber auch jubelnde, stürmische Freude – und Stolz.

»Mein Kind – du hast es geschafft! Ich hatte große Angst um dich. Doch dein Mut und deine Liebe zu den Menschen haben dir den Sieg geschenkt. Nun bleibt noch eines zu tun! Du brauchst dich nicht zu sorgen, was jetzt vor dir liegt, ist dagegen einfach.«

Für Damona war die Stimme ihrer Mutter wie helles, wärmendes Sonnenlicht. Erst jetzt wurde ihr bewußt, daß der schwerste Teil der Aufgabe hinter ihr lag.

»O Mutter«, rief sie voller Glück aus, »ich bin zurück, wirklich zurück!« Ihr Verstand wollte es kaum glauben.

»Das bist du, mein Kind. Und jetzt bist du gerüstet für den letzten Teil deiner Aufgabe!«

»Kannst du mir raten, wie ich die Energien der Kugel einsetzen muß?« fragte Damona.

»Das kann ich«, antwortete Vanessa. »Du brauchst nur wenige Einzelheiten zu wissen, ist der Prozeß einmal eingeleitet, dann rollt er von allein ab.« Sie machte eine kurze, aber bedeutungsvolle Pause.

»Den Jungen mußt du nach Oydale zurückbringen«, sagte sie dann völlig überraschend.

»Larry zurückbringen – Oydale… Warum?«

»Das kann ich dir nicht sagen, aber du mußt es tun. Und wenn er wieder in Oydale ist, dann mußt du ihm die Erinnerung an die letzten Tage nehmen.«

Damona war einen Augenblick wie vor den Kopf geschlagen. Sie begriff diese merkwürdige Forderung nicht. Außerdem hing sie an dem Jungen, hätte ihn am liebsten gar nicht mehr hergegeben.

»Versuche nicht, dir das Gehirn darüber zu zermartern. Ich kann dir nur sagen, daß diese Forderung mit einem Geschenk zusammenhängt, das dir jene erhabenen Geister machen wollen, die die Geschicke des Universums lenken. Glaube mir, du tust dem Jungen einen großen Dienst!«

Damona erinnerte sich an die Worte des geheimnisvollen Energiewesens. Von umkehrbaren dämonischen Prozessen war die Rede gewesen. Was es wohl damit gemeint hatte? Ein leuchtender Blitz fuhr durch ihr Extrabewußtsein. Eine ungeheuerliche Vision. Konnte es sein, daß… Sie wagte nicht weiter zu denken. Selbst ihrem parapsychisch geschulten Geist schien diese Vorstellung außerhalb jeder – auch der übernatürlichen – Wahrscheinlichkeit.

Vanessa meldete sich wieder zu Wort.

»Wie gesagt, es sind nur wenige Einzelheiten, die du dir merken mußt. Aber sie sind sehr wichtig. Merke sie dir genau, damit nicht ein Fehler noch alles gefährdet. Und jetzt höre gut zu!«

***

Die Nacht der Entscheidung war angebrochen. Es war eine Nacht, wie dafür geschaffen: finster, ohne Sternenschein und mit dicken, jagenden Wolken am Himmel. Am Horizont blitzte es schwefelgelb auf. Ab und zu zeigte sich dort ein feuriges Spinnennetz am Himmel. Entfernter Donner rollte, lieferte die düstere Begleitmusik – gewissermaßen das Präludium – für das nahende dämonische Schauspiel.

Die Thingstätte war schon lange vor Mitternacht mit den Einwohnern Oydales angefüllt. Auf dem ›Tisch der Riesen‹ flammte ein mächtiges Feuer. Sein blutroter Widerschein tauchte die Gesichter der Versammelten in ein gespenstisch wirkendes Licht.

Wie schon einmal – so war es auch diesmal. Die zwölf ›Priester‹ – wiederverkörperte Szylonen – hatten einen Kreis um das Feuer gebildet.

Eine Stunde vor Mitternacht waren die Vorbereitungen bereits in vollem Gange. Sie erforderten keinen Lärm, keine ekstatischen Schreie und auch kein Tanzritual. Die Menschen – nur ihrem Äußeren nach konnten sie als solche bezeichnet werden – verharrten in tiefster Konzentration. Hier und dort wurde keuchendes Atmen laut.

Der magische Prozeß verfolgte das Ziel, die dämonischgeistige

Energie aller hier Anwesenden zusammenzufassen, zu bündeln und gleichzurichten. Die Priester wußten es – der Energiepfeil würde stark genug sein, die Krümmung der Raumstruktur aufzureißen.

Und sie kannten haargenau den Punkt, wo diese Energie aufprallen mußte. Dieser ›Punkt‹ war hier, war der Felsengigant auf dem das Feuer loderte.

Warum das so war? Nun, die Thingstätte war viele Jahrhunderte ein Ort nicht nur der Urteilsfindung, sondern auch der Ort dunkler Magie gewesen. Hier hatten sich die Magier des Piktenvolkes zusammengefunden um ihre finsteren Rituale abzuhalten oder ihre Beschwörungen gegen die Feinde zu schleudern.

Der Boden hier war also ›getränkt‹ mit Schwarzer Magie, stellte einen Pol dar, der eine mächtige magische Gravitationswirkung aufwies. Eine Art Schwerefeld, das die dämonischen Intelligenzen von

›drüben‹ stark anziehen mußte. Hier, nur hier war der Ort, um die Magische Brücke zu errichten – die Brücke zu einer anderen Dimension.

Wenige Minuten vor Mitternacht erreichte die Konzentrationstiefe den größten Wert. Die letzten Tiere verließen zu Tode erschrocken diesen Platz. Sie fühlten mit ihren feinen Instinkten das Sichnähern eines schrecklichen Augenblicks. Sie flüchteten, so schnell und so weit sie konnten.

Noch ein anderes Phänomen zeigte sich. Vielleicht zwanzig Fuß über der hochzüngelnden Flamme bildete sich plötzlich Schwärze.

Es war kein Nebel, es war etwas ganz anderes. Etwas, das der irdischen Dimension unsäglich fremd war. Es war reine Schwärze. Jene Schwärze, die nicht einen Funken Licht in sich birgt, sondern das Licht verschluckt – und auffrißt.

Und dann teilte sich die Schwärze, zog sich auseinander und bildete zwei bis in die Wolken reichende Torbögen. Sie waren deutlich zu sehen, denn das Dunkel der Nacht war gegen diese Schwärze wie helles Licht.

Beide Bögen vereinigten sich. In dem Augenblick, als sie miteinander verschmolzen, schlug die Kirchturmuhr von Oydale die Mitternachtsstunde.

Mehrere Sekunden lang passierte nichts. Nur die Stille, die über der Thingstätte lag, war jetzt wie ein massiver Block, voll einer Dämonie, die zu schildern unmöglich ist. Sie glich einer Bestie, die zum Sprung ansetzt, nur noch den günstigsten Moment abwartet.

Und dieser Augenblick kam, als Corrie einen gellenden Schrei ausstieß und seine Hände mit einer ekstatischen Bewegung nach oben schleuderte. Seine Finger wiesen auf das gigantische, bis in den Himmel reichende Tor.

Und dann, genau in dieser Sekunde, löste sich der psychische

Energieblock auf, der sich über der Tingstätte angesammelt hatte.

Löste sich auf und wurde zu einem zuckenden schwarzen Blitz. Er stieß in das Tor hinein, machtvoll, mit ungeheuerer Kraft bestrebt, das Raum-Zeit-Kontinuum an dieser Stelle zu zerreißen und den Zugang zum dämonischen Kontinuum aufzubrechen.

Der schwarze Blitz verschwand zwischen den gebogenen Säulen.

In fiebernder Erwartung harrten die Priester und ihre Diener auf das Ereignis, das gleich eintreten mußte.

Die Dunkelheit wich – ein leichter rötlicher Schimmer zeigte sich innerhalb des Tors. Er wurde von Sekunde zu Sekunde stärker und voller. Es war eine Himmelserscheinung, wie sie Menschen noch nie geschaut. Aus dem Schimmer wurde ein glühendes Rot. Doch dieses Rot nahm nicht die gesamte Fläche zwischen den Torbögen ein. Es zog sich an die Ränder zurück. Dazwischen formte sich ein glühender Schlauch – so wenigstens stellte sich diese unerhörte Erscheinung dar. Und dieser Schlauch – oder war es eine Energiespirale? – schwang sich in den plötzlich klargewordenen Himmel. Er sah aus wie ein leuchtendes rotes Band und reichte bis zu den Sternen.

Unter den Geschöpfen in dem weiten Rund wurde Stöhnen laut.

Jetzt war es soweit – die Magische Brücke war Wirklichkeit geworden. Gleich mußten die unnennbaren Wesenheiten erscheinen, sie, die die Schalen schwärzester Dämonie über die Menschheit ausgießen würden. Schon war Bewegung im Inneren des Schlauchs zu erkennen. Ein wallendes Wogen und schreckliche Gestalten darinnen.

Die Natur duckte sich angstvoll. Natur ist Leben – hat nichts gemein mit Schwarzer Magie – ist Wärme und nicht Kälte! Würde das Grauen über die Menschen kommen? Hatten die Götter ihre Hände von den Menschen, von den Tieren und von den Pflanzen abgezogen?

Das war der Augenblick auf den Damona gewartet hatte. Es war ein schmerzhaftes Warten gewesen. Schmerzhaft insofern, weil sich jede Fiber ihres Wesens vor der satanischen Ausstrahlung sträubte.

Der aus dem Energietunnel ausströmende dämonische Dunst hätte jedes andere Lebewesen vor Entsetzen gelähmt. Auch Damona mußte ihre gesamte Kraft zusammennehmen, um ihre Konzentration zu wahren.

Sie stand auf dem flachen Turm der Kapelle. Von hier aus könnte sie das züngelnde Feuer und die makabre Himmelserscheinung ausgezeichnet beobachten. Ihre Arme hielten die Kristallkugel umschlossen. Sie spürte, das es in ihr vibrierte – und sie fühlte die eisige Kälte des Hasses, die dem Inhalt entströmte. Auch den Zorn, der keine Gnade kannte.

»Laß mich frei – es ist soweit«, ertönte tief in ihr eine machtvolle Stimme. Sie sprach für alle Geistinhalte, die seit Jahrtausenden ihre Energie in der Kugel konzentriert hatten.

»Jetzt! Laß mich frei! Zögere nicht! Sonst ist es zu spät! Gegen die Kräfte, die gleich erscheinen, können auch wir nichts ausrichten.«

Damona riß die Kugel hoch, so hoch über ihren Kopf wie sie nur konnte.

»Helft! Helft den Menschen und der gesamten Erde!«

Die Kristallkugel riß auseinander, als hätte sie ein riesiger Hammer zerschmettert. Sie zerfiel zu feinem Staub. Gleichzeitig drang ein Klingen an Damonas Ohren. Ein Klingen, dem etwas Jubilierendes anhaftete. Endlich waren sie frei – und sie konnten nun beweisen, daß sie der wiedergewonnenen Freiheit würdig waren.

Es passierte, als die dämonischen Gestalten in dem Tunnel zunehmend an Konturen gewannen, sich bereit machten, das Tor in diese Welt zu durchschreiten.

Ein ungeheueres, strahlendes, weißes Licht erschien plötzlich zwischen den Torbögen. Das Licht war so gleißend, daß die Kreaturen auf dem Boden der Thingstätte stöhnend die Hände vor die Augen rissen.

Doch das war nicht die eigentliche Wirkung. Das Entscheidende erfolgte jetzt – in diesem Augenblick! Die Lichtkugel schwoll an, wurde größer und größer und entfaltete eine Gravitationswirkung von titanischer Kraft. Das ganze, ungeheuere magische Wissen einer uralten Rasse kam in dieser Sekunde zur Anwendung.

Es war keine gewöhnliche Gravitation, keine, die auf die Materie Einfluß nimmt. Sie war vollkommen anderer Art. Ihre Wirkung beschränkte sich auf die dämonischen Geistwesen der Szylonen und ihrer Diener. Von einer Sekunde zur anderen entriß sie den übernommenen Körpern den satanischen Inhalt, zog ihn an die flammende Kugel heran und verbrannte ihn im Feuer lohender Geistigkeit. Es war selbstverständlich kein normales Feuer. Es war überdimensionaler Art, denn nur ein solches Feuer ist imstande, so etwas zu vollbringen.

Kaum war das geschehen, als der Tunnel, die Magische Brücke, verblaßte. In dem Tor wogte es noch wild hin und her, aber die Schreckgestalten darin waren nicht mehr in der Lage, es zu verlassen. Es fehlte ihnen der Bezugspunkt ohne den das Vorhaben scheitern mußte. Die Situation war zu vergleichen mit einer Brücke, deren äußerster Pfeiler zusammengebrochen ist. Der Weg auf die ›andere‹ Seite war unterbrochen – wieder einmal hatten die dämonischen Potenzen eine Schlacht verloren.

***

Damona wußte nicht, warum sie es tat. Aber ein innerer starker Impuls zwang sie dazu, nach der Thingstätte zu springen. Als sie den geringfügigen Teleportationsschock überwunden hatte und die Augen

aufschlug, glaubte sie im ersten Augenblick, sie würde träumen.

Sie hörte Menschen sprechen, hörte sogar lautes Lachen.

Ein Mann lief auf sie zu. Damona wollte zurückweichen, denn sie kannte diesen Mann. Er war es gewesen, der in der Mitte des Kreises gestanden hatte. Er, der Anführer der Szylonen. Es war Corrie!

Aber dieser Corrie unterschied sich grundlegend von dem Mann, der er noch vor wenigen Minuten gewesen war. In seinen wässrigen Augen zeigte sich wieder jener Stumpfsinn, den man an ihm schon lange kannte.

Und dann hörte Damona eine schimpfende Stimme. Sie gehörte einem bulligen Mann, der Corrie wütend die Faust zeigte.

»Ich will dich nie mehr bei mir sehen, hörst du! Trinke dein Bier wo du willst, aber nicht mehr bei mir. Sonst…« Der Bulle machte ein drohendes Gesicht. Corrie verschwand wie ein Wiesel.

Damona mischte sich unter die Menge, in sich ein unbeschreibliches Gefühl. Das also war das Geschenk, von dem das Energiewesen gesprochen hatte! Das hatte es gemeint, als es von der fantastischen Möglichkeit sprach, dämonische Prozesse seien umkehrbar! Aber wie konnte dies geschehen? Wo waren die geistigen Inhalte dieser Menschen gewesen während der Zeit, als sie von ihren Körpern getrennt waren?

Damona gab es auf, darüber längere Zeit nachzudenken. Sie wußte es: auch ihr Extrabewußtsein, auch ihre unerhörten parapsychischen Fähigkeiten waren nur ein Nichts gegenüber dieser Manifestation wahrhaft göttlicher Kräfte.

Larry fiel ihr ein. Dann hatte er also seine Eltern wieder! Jetzt verstand Damona ihre Mutter. Es war besser für den Jungen, wenn die Erinnerungen an das schreckliche Geschehen in ihm gelöscht waren.

Doch was war mit dieser Gedächtnislücke nicht nur bei Larry, sondern auch bei den anderen? Waren ›Ersatzinhalte‹ vorhanden – vielleicht in ihre Gehirne hineinprojiziert worden? Damona wußte es nicht Träumend ging sie inmitten der Menschen dahin. Eigenartig, keiner von ihnen verriet Erstaunen darüber, die Thingstätte besucht zu haben. Sie faßte sich ein Herz und fragte eine Frau, die zufällig ihren Weg kreuzte.

»Verzeihen Sie! Ich bin vor wenigen Minuten mit meinem Wagen aus Kingussie gekommen – was war hier los? Die ganze Einwohnerschaft von Oydale scheint auf den Beinen zu sein. Und das um Mitternacht?«

Die Dunkelheit verhinderte, daß Damona die Reaktion auf ihre Frage im Gesicht der Frau erkennen konnte. Doch das erwies sich als nicht notwendig.

Die Gefragte lachte klingend auf. »Das wissen Sie nicht? Waren Sie nicht dort? Schade, dann ist Ihnen etwas entgangen. Es ist doch Sonnenwende! Wir feiern dieses Ereignis jedes Jahr. Das Holzfeuer

muß sehr weit zu sehen gewesen sein. Es war wunderschön – ein echtes Erlebnis.« Die Frau grüßte freundlich und wandte sich ab.

Damona war erschüttert! Welch gewaltige Macht war hier tätig gewesen? Die geistigen Energien der Kugel? Damona glaubte es nicht.

In diesem Augenblick empfand sie wie nie zuvor den Atem einer Geistigkeit, die jenseits allen Verstehens liegt – an die man nur schlicht und einfach zu glauben hat.

Sie ging den ganzen, langen Weg zurück. Die kühle Nachtluft war unendlich wohltuend. Eigenartig, der Himmel war wieder voller Sterne. Die Wolken hatten sich verzogen.

Es war eine besinnliche Stunde. Damona fühlte sich leicht und frei.

Ein berauschendes Glücksgefühl durchströmte alle Fasern ihres Seins. Wenn doch Mike jetzt bei ihr wäre. Mike mit seiner herrlichen Unkompliziertheit. Damona war froh, diesen Mann gefunden zu haben. Ihn, der Gott sei Dank nicht ähnliche Eigenschaften wie sie besaß – aber durch und durch ein Mann war. Und sie brauchte ihn – wie Wasser ein Gefäß braucht um ihm eine feste Form zu geben.

Ach Mike…

ENDE